1,5euro

#03 / Frühjahr06

Laika

the first dog in the sky



«Ich weiß nicht, was Freiheit ist»
Gespräch mit Milena Markovic aus Belgrad

Adlerhorst der Adlersöhne –
Leben, Politik und Perspektiven in Albanien

«Sie arbeiten so unauffällig... »
SklavenarbeiterInnen in Tschechien



V.i.s.d.P.
Georghe Popescu
Str. Proletarior; Bl. A3, Sc.2, Ap. 66
6239 Tichilesti

Laika - the first dog in the sky
c/o Paluttke
Biedermann Str. 20
D-04277 Leipzig

lydia@systemli.org
www.left-action.de/laika

Editorial

„Seltsame und bedenkwürdige Infos über Osteuropa" mit diesen Worten beschreibt KomInform.at, die Informationsseite der KP Österreich, den Inhalt unseres Magazins zur Kultivierung slawischer Verhaltensmuster.
Um nicht wieder eine Menge seltsame Nachfragen, wie bei Lolek und Bolek auf dem Cover von LAIKA#1, zu kriegen und damit wieder der armen lydia einen Erklärungstext fürs nächste Heft aufhalsen zu müssen, lösen wir die Bedeutung des Coverbildes dieser Ausgabe lieber gleich auf. Das Bild entstand während einer Piroggenpause, irgendwo zwischen Warschau und Bialystok, im sozialistischen Wohngebiet NASZ DOM (unser Haus), in der Straße der Partisanen Nr. 4.
Die vorletzte Seite zeigt, mit dem Untertitel „Buße tun", den rumänischen Populisten, Fussballklub-Besitzer und Analpha-beten GEORGE BECALI. Aus irgend einem, nicht mehr nachvollziehbaren, Grund, fand es unser, zur Zeit auf dem Balkan verschollener, Korrespondent Galusca wichtig, die Worte „man muss an etwas glauben" zu ergänzen.
Nun ja...
Nachdem unsere Website lange Zeit nur mit unserer ersten Ausgabe und superalten News vor sich hin dümpelte, lohnt es sich mittlerweile zumindest unter AKTUELL, öfters mal wieder reinzuschauen.
Sensibilisiert durch das schlechte Beispiel BAIKALTRAIN (siehe Volksmusik-Report in der letzten Ausgabe), haben wir uns nun auch entschlossen, den innerhalb der Redax schon immer umstrittenen Webseitenheader, zu überarbeiten. Soll heißen: zumindest das schmutzige „Zigeunerkind" kommt demnächst wech (is eh alles viel zu kitschig).
Da auch wir uns in den nächsten Monaten wieder auf Recherche Richtung Osten begeben werden, macht es wenig Sinn LAIKA#4 pünktlich für Anfang August anzukündigen. Wir schauen dann einfach mal, was so geht, wenn wir wieder zurück sind.

Bis dahin wünscht viel Spaß beim Lesen:
Die LAIKA-Redax

Sie arbeiten so unauffällig,
man merkt kaum, dass sie überhaupt hier sind

Nordkoreanische Frauen in sklavenartigen Arbeitsverhältnissen in Tschechien - von Barbara Demick

Sonntag, 1. Januar, 2006. Zelezna , Tschechien - Das alte Schulgebäude steht verlassen am Ende einer ruhigen Landstraße, die gesäumt ist von teilweise mit Schnee bedeckten Weizenfeldern. Aus dem abgeriegelten Gebäude mit der blickdichten Tür aus Rauchglas ertönt das Rattern von Nähmaschinen und, doch etwas unerwartet, junge Frauenstimmen, die sich auf koreanisch unterhalten.

Die Grundschule hat ihre Pforten wegen Schülermangel schon vor langer Zeit geschlossen. Das kleine Dorf 30 Meilen westlich von Prag hat insgesamt etwa 200 EinwohnerInnen.
Jetzt ist die alte Schule eine Fabrik in der Uniformen hergestellt werden. Fast alle der Arbeiterinnen kommen aus Nord-Korea. Anfänglich freuen sich die Frauen offensichtlich über den Besuch. Viele fühlen sich sehr einsam hier, so weit weg von zu Hause. Sie umringen die BesucherInnen um sich mit Ihnen zu unterhalten.
„Ich bin nicht wirklich glücklich hier. Niemand spricht meine Sprache und ich bin sehr weit weg von Zuhause", sagt eine junge Frau in T-Shirt und Jogginghose, die aus Pyongyang, der Hauptstadt von Nord-Korea kommt.
Aber sie stockt, als plötzlich eine ältere Frau mit strenger Haltung und ausdrucksloser Mine in dem Gang vorbeiläuft. Eine nordkoreanische Sicherheitsbeamtin. Wortlos läuft die junge Frau weg, verschwindet in einem anderen Raum und verriegelt die Tür hinter sich.
Hunderte von jungen nordkoreanischen Frauen arbeiten in Lederwaren- und Textilfabriken wie dieser und mindern so den Mangel an Arbeitskräften in den kleinen tschechischen Städten.
Ihre Anwesenheit in dem frischgebackenen EU-Mitgliedsstaat mutet ein bisschen wie ein Relikt aus der Zeit vor der 1989er Revolution an, als Prag noch, wie Pyongyang, zum kommunistischen Ostblock gehörte.
Die nordkoreanische Regierung behält den Großteil der Einnahmen der ArbeiterInnen ein, die offensichtlich eine der wenigen legalen Einnahmequellen für „harte Währung" darstellen, für ein isoliertes und verarmtes Regime, dass seine Gelder ansonsten hauptsächlich von Geldwäscherei, Drogen- und Waffenhandel bezieht. Experten schätzen, dass 10.000 – 15.000 NordkoreanerInnen im Auftrag ihrer Regierung im Ausland in den verschiedensten Jobs, von der Krankenpflege bis zu Tätigkeiten im Baugewerbe arbeiten. Laut Angaben von ÜberläuferInnen entsendet Nord-Korea neben Tschechien außerdem ArbeiterInnen nach Russland, Lybien, Bulgarien, Saudi-Arabien und Angola.

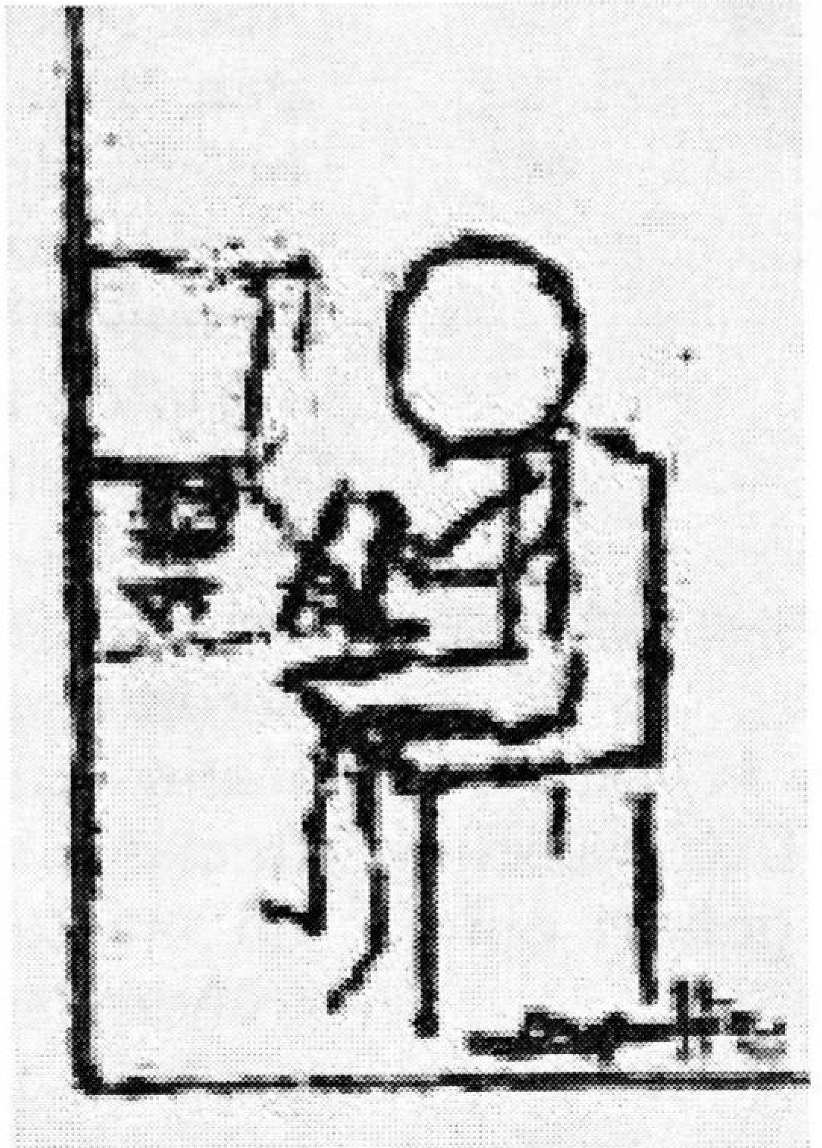
Ihre Anwesenheit in dem frischgebackenen EU-Mitgliedsstaat mutet ein bisschen wie ein Relikt aus der Zeit vor der 1989er Revolution an

Fast das gesamte Monatseinkommen der Frauen hier, in etwa 260 Dollar (der tschechische Mindestlohn), wird direkt auf einem Konto gutgeschrieben, über das die nordkoreanische Regierung verfügt. Somit bleibt den Frauen am Ende nur ein Bruchteil des Geldes für sich selbst.
Falls sie überhaupt das Fabrikgelände verlassen dürfen, dann nur in Gruppen. Oft werden sie außerdem durch eine Aufsichtsperson der nordkoreanischen Botschaft begleitet, die als DolmetscherIn auftritt. Sie leben unter strengster Bewachung und nächtigen in Schlafräumen, in den Fotografien von dem Gründer Nord-Koreas, Kim Il Sung und dem aktuellen Staatsoberhaupt Kim Jong Il an den Wänden häng-en. Ihre einzigen Unterhaltungs- und Freizeitmöglichkeiten sind Propagandafilme und –Zeitungen die aus Nord-Korea ge-schickt werden, sowie gelegentliche sportliche Aktivitäten drau-ßen im Hof.

„Das ist Sklavenarbeit im 21. Jahrhundert", sagt Kim Tae San, ein früherer Beamter der nordkoreanischen Botschaft in Prag. Er hatte 1998 geholfen, die Fabriken aufzubauen und war Präsident einer Schuhfabrik, bis er 2002 nach Südkorea überlief.

Es gehörte auch zu Kims Aufgaben, die Gehälter zu verwalten und das Geld an die ArbeiterInnen zu verteilen. Er sagt, dass ca. 55 Prozent in Form von „freiwilligen" Beiträgen zur sozialistischen Revolution vom eigentlichen Gehalt abgezogen wurden. Außerdem mussten die Frauen ihr Essen selbst kaufen und kochen und zusätzliche Abgaben für Unterkunft, Transport und andere Extras, wie z.B. für Blumen zum Geburtstag von Kim Il Sung und Kim Jong Il leisten. Die Frauen mussten sogar die Propagandafilme bezahlen, die sie gezwungenermaßen anschauen mussten (!). Insgesamt blieben ihnen nach all den Abzügen durchschnittlich zwischen 20 und 30 Dollar monatlich, die ihnen ausgezahlt wurden. Sie gaben weniger als 10 Dollar davon für Essen aus, indem sie die billigsten Makkaroni kauften, die es vor Ort gab.

Kim sagt außerdem, dass viele TschechInnen die nordkoreanischen Frauen wegen der harten Arbeitsbedingungen für Strafarbeiterinnen hielten. „Oft wurden die Frauen gefragt, was sie Schreckliches getan hätten, dass sie hier unter diesen Bedingungen arbeiten müssten."



In den meisten Fällen stammten die Frauen aus sehr regimetreuen Familien, die für loyal genug gehalten wurden und bei denen man keine Gefahr sah, dass ihre Töchter überlaufen würden. Mit einem Monatsgehalt von nur einem Dollar in den staatseigenen Betrieben in Nord-Korea, wird die Chance, für 3 Jahre im Ausland zu arbeiten als Privileg angesehen.

Seit die kommunistische Diktatur im eigenen Land besiegt wurde, ist man in Tschechien sehr sensibel, was die Achtung der Menschenrechte anbelangt. Aber durch den Arbeitskräftemangel, der durch die Abwanderung vieler TschechInnen nach Westeu-ropa besteht, wo hö-here Gehälter locken, müssen im Land nun ca. 200.000 GastarbeiterInnen beschäftigt werden. NordkoreanerInnen werden unter tschechischen BeamtInnen oft als Idealar-beiterInnen gesehen.

Die Frauen mussten sogar die Propagandafilme bezahlen, die sie gezwungenermaßen anschauen mussten

„Sie arbeiten so unauffällig, dass man kaum merkt, dass sie überhaupt hier sind", sagt Zdenek Belohlavek, Direktor der Abteilung für Arbeit im Bezirk Beroun, zu dem auch Zelezna und Zebrak, eine größere Stadt, in der ca. 75 nordkoreanische Näherinnen Unterwäsche produzieren, gehören.

Belohlavek zeigt uns eine dicke Personalakte mit Fotos und den wichtigsten Dokumenten der Frauen, von denen die meisten zwischen 1979 und 1981 geboren wurden. Alle ihre Papiere seien in bester Ordnung, sagt er, und die Fabriken erfüllen alle gesetzlichen Standarts.

Belohlavek räumt aber auch ein, dass GutachterInnen, die die Arbeitssituation vor Ort untersuchen sollten, mit den Frauen nur über eineN DolmetscherIn der nordkoreanischen Botschaft kommuniziert hatten. Er sagt weiterhin, dass den GutachterInnen die offensichtlich sehr eingeschränkte Freiheit der Frauen aufgefallen sei.

„Sie haben Aufsichtspersonen. Ich weiß nicht warum. Es ist ja nicht so, dass irgend jemand die Frauen stehlen würde", sagt Belohlavek.

Eine andere Gutachterin, Jirina Novakova, die die Fabriken besucht hat, kritisierte außerdem, dass die Gehälter der Frauen alle auf ein und das selbe Bankkonto transferriert würden, das auf den Namen eines der Dolmetscher der nordkoreanischen Botschaft läuft.

„Offen gesagt, haben wir damit gewisse Schwierigkeiten", sagt sie, „aber solange sie es freiwillig tun, sind uns die Hände gebunden."

Jiri Balaban, Eigentümer der Fabrik in Zelezna, sagt, dass es ihn nichts angeht, was die Frauen in ihrer Freizeit tun oder wofür sie ihr Geld ausgeben. „Ich bin nur dafür verantwortlich, dass sie arbeiten".

Theoretisch könnten die Frauen aus ihrer prekären Situation flüchten. Die Türen der Fabrik in Zelezna sind zwar von innen verriegelt, aber die Fenster sind offen. Aber wohin könnten sie gehen?

Kaum eine von ihnen spricht außer Koreanisch noch eine andere Sprache. Zelezna hat eine Telefonzelle, ein Bürgermeisterbüro, das einmal wöchentlich für zwei Stunden geöffnet ist und einen Laden, der so klein ist, dass man Brot einen Tag im Voraus bestellen muss.

In Zebrak gehen die NordkoreanerInnen nur in Gruppen in den Supermarkt in der Stadt und immer Freitag Nachmittag zwischen 16 und 18 Uhr. Sie leben in einem angenehm aussehenden, zitrongelben Wohnheim, das erst kürzlich gegenüber des

Parkplatzes ihrer Fabrik errichtet wurde. Die Jalousien bleiben immer unten und die Türen verschlossen. LieferantInnen müssen ihre Waren am Vorderausgang abgeben.
Der barocke Stadtplatz in Nachod, mit seiner weihnachtlichen Beleuchtung, den chinesischen Restaurants und dem Kino, in dem „Harry Potter und der Feuerkelch" und „Die Reise der Pinguine" gezeigt wurden, sind tabu für die 40 nordkoreanischen Frauen, die zusammen mit GastarbeiterInnen aus Vietnam, der Mongolei und der Ukraine Lederkoffer und Gürtel nähen.
„Sie können nirgendwo hingehen. Man kann nicht mit ihnen sprechen", sagt Wachmann Antonin Janicek. „Die anderen Frauen gehen in die Kneipe und ins Kino. Einige von ihnen heiraten hier. Aber nicht die koreanischen Frauen."
Im letzten Jahr zerstörte eine Gruppe von aufgebrachten NordkoreanerInnen die Kamera eines tschechischen Fernsehteams, als dieses Aufnahmen von einer Schuhfabrik in Skutec machen wollte. Nach dem Vorfall beschloss die Fabrikleitung keine nordkoreanischen Arbeitskräfte mehr zu beschäftigen, aufgrund der Negativschlagzeilen und menschenrechtlicher Bedenken.
„Oft haben sie nicht genug Geld für Essen", sagte Vaclav Kosner, der Finanzdirektor der Fabrik, bei einem Interview mit der Nachrichtenagentur CTK. „Teilweise hungern sie wirklich."
Die ersten Näherinnen wurden ins Ausland geschickt, als die Hungersnot in Nord-Korea ihren Höhepunkt erreicht hatte, um Geld für Rohstoffe aufzubringen für die nordkoreanische Schuh- und Kleidungsproduktion. Offiziell fungierte Nord-Korea über zwei Handelsgesellschaften als Partner in den Fabriken, aber Diplomat Kim sagt, dass dies eher ein Deckmantel für die Beschämung der Regierung darstellte, ArbeiterInnen ins Ausland senden zu müssen. Die Fabriken sind größtenteils in tschechischem Besitz, die Unterwäsche-Fabrik in Zebrak gehört einer italienischen Firma.



...nicht immer *so* lustig drauf -
Nord-Koreanische Arbeiterinnen in Tschechien

Der Großteil der im Ausland arbeitenden NordkoreanerInnen ist in Russland beschäftigt, wo sie hauptsächlich in der Holz-verarbeitung und im Baugewerbe in militärähnlichen Lagern arbeiten, die der nordko-reanischen Regierung unter-stehen. Als diese Lager Anfang der 70er Jahre errichtet wurden, waren die ArbeiterInnen anfangs nordkoreanische Gefangene. Aber als die nordkoreanische Wirtschaft in den späten 80ern immer mehr zerfiel, galt der harte Arbeitsaufenthalt in Sibirien immer mehr als eine Chance, da dort zumindest gesichert war, dass man ausreichend mit Essen versorgt wurde.
Kim Yong Il, der aufgrund der politischen Verbindungen seines Bruders in den 90er Jahren in einem Minenbauprojekt arbeiten durfte, sagt, dass er und ein Dutzend anderer Männer in einem Haus mit Gittern an den Fenstern und einem Vorhängeschloss an der Tür untergebracht waren. Er erhielt keinen Lohn, aber seine Familie in Nord-Korea bekam zusätzliche Essens-rationen zugeteilt. Er setzte sich 1996 ab und lebt heute in Seoul in Süd-Korea. Laut Angaben der *Christian North Korean Association*, einer Organisation in Seoul, die ÜberläuferInnen unterstützt, ist er einer von ungefähr 50 NordkoreanerInnen, die den Lagern in Russland entkamen und jetzt im Süden leben.
Aber solche Vorfälle gab es bei den NäherInnen in Tschechien bisher nicht. Aufgrund der Tatsache das alle der Frauen aus Pyongyang kommen, wo hauptsächlich regierungstreue NordkoreanerInnen wohnen, ist anzunehmen, dass ihre Familien Privelegien haben, die ihnen sofort entzogen werden würden, wenn einer ihrer Verwandten flüchtig wäre.
Im Jahr 2002 flüchtete Kim, der frühere Diplomat, mit seiner Frau nach Prag um von dort aus Asyl in Süd-Korea zu beantragen. Kurz darauf verschwanden ihr erwachsener Sohn und ihre Tochter. Kim glaubt, dass sie in ein Gefangenenlager geschickt wurden.
Kim, 53, hat kürzlich eine Kontaktperson in Nord-Korea damit beauftragt, Informationen über seine Verwandten zu sammeln. „Selbst die Verwand-ten meiner Frau bis hin zu ihren Großcousinen sind verschwunden", sagt er. „Wir haben keine Spur von ihnen."

Die Apfelsinen sind nicht reif geworden – nehmen wir eben eine Tomate

Der folgende Text dokumentiert ein anonymes Posting auf Indymedia-Belarus.

1. Die liberalen Freunde setzen sich meiner Verachtung aus, denn sie kritisieren die Taktik der Orangisten einen Tag vor der Wahl, wenn sich nichts mehr ändern lässt. Hätte ich diesen Artikel vor einem Monat und geradewegs im Stab Milinkevies schreiben sollen? Das hätte mich aber Zeit für die Analyse gekostet. Wenn das einzige Problem ist, dass ich den Artikel nicht zur rechten Zeit geschrieben habe, dann ist das keine Kritik an mir, sondern daran, dass die Taktik für den liberalen Stab ist, die Arbeit pünktlich zur Wahl zu beenden.

2. Meine Analyse mache ich auch nicht für Milinkevie, sondern für uns, für diejenigen, die man versucht zu überreden Kanonenfutter des 19. (Wahltag) zu werden, für diejenigen, die sich auf allen Seiten versammeln um zu regieren.
Für diejenigen, die denken, dass die Macht trotz alledem der Gesellschaft gehören muss.

3. Die „rechtgläubigen" Anarchisten jammern: Wozu überhaupt über die Probleme der Opposition nachdenken, wenn jedem Anarchisten klar ist: Die Wahlen sind ein Bluff, eine Provokation, eine Ablösung der Schweine am Futtertrog. Warum den Lärm der Spinne im Glas analysieren, wenn er überhaupt nichts am Leben der Menschen ändert?

4. Darum, weil das Volk nicht im Vakuum lebt. Und weil der derzeitige Konflikt nichts an seinem Bewusstsein und seinem Dasein ändern kann. Darum, weil die große Masse der politisch aktiven Menschen auf den Vorschlag ihrer Führer hin handelt. Und wenn man nicht analysiert, deckt man keine Fehler auf und bietet man keine Alternativen an, wenn es Interesse an ihnen gibt. Der Lukašismus wird für immer bestehen bleiben und ändern wird sich allein die Person Lukašenkos.

5. Was haben wir heute?
Die wildeste Eskalation des Staatsterrors. Auf diesen Zusammenstoß hat sich der Lukašismus 12 Jahre lang vorbereitet. Alle Methoden wurden zu verschiedenen Zeiten ausprobiert, aber noch nie alle zusammen. Heute droht man uns offen mit der Verurteilung wegen Terrorismus auf der Straße. Heute ist die Liste politisch Inhaftierter dermaßen lang, dass sie zum ersten mal nicht nach dem zweiten Durchlesen auswendig im Gedächtnis bleibt. Heute sind wir zu Sklaven des Staates gemacht worden, politisch und ökonomisch. Und dieser Staat fürchtet sich sehr davor, dass die Sklaven ihren Kopf erheben. Darin liegt seine Schwäche. Auf diesem Terrorniveau ist es unmöglich irgendeine längerfristige Stabilität zu gewährleisten.

6. Aber wer sind unsere Spartakuse?
Spartakus Nr. 1 ist Milinkevie. Ein Produkt der Vereinbarung von Grüppchen der offiziellen Opposition. Ein teuflisch angenehmer und intelligenter Mensch, mit einem sehr positiven und absolut unrealisierbarem Programm. Er versucht das klassische „orange" Szenarium zu realisieren und hofft aufrichtig, dass es gelingt.

Spartakus Nr.2 ist Kozulin. Er tauchte überraschend auf, wie der Teufel aus der Tabakdose. Noch vor 5 Jahren – ein Lakai des Lukašismus, ein Unterdrücker des Freidenkertums an der Hauptuniversität des Landes. Heute plötzlich ein Sozialdemokrat, der Unterstützung in russischen und europäischen Staatskreisen erfährt. Über seine Taktik kann man kaum etwas sagen- er geht politisch geschickt vor und macht Nägel mit Köpfen. Und er ist der erste Mensch, der versucht etwas allgemein Bekanntes zu verwirklichen – „Ein Lukašenko kann kaum einen Lukašenko besiegen".

7. Die Kampagne Kozulins wiederholt in Schlüsselmomenten genau die VSE - Schritte die von Lukašenko bei seinem Marsch zur Macht 1994 gemacht wurden. Öffentliche Schlägereien, Drohungen an Beamte über das Fernsehen, Flüche an die Adresse der ehemaligen Staatsherren,

Anklagen gegen jedermann wegen Diebstahls und bedenklichem Privatleben, sonderbare Halbfreundschaften mit der Opposition.

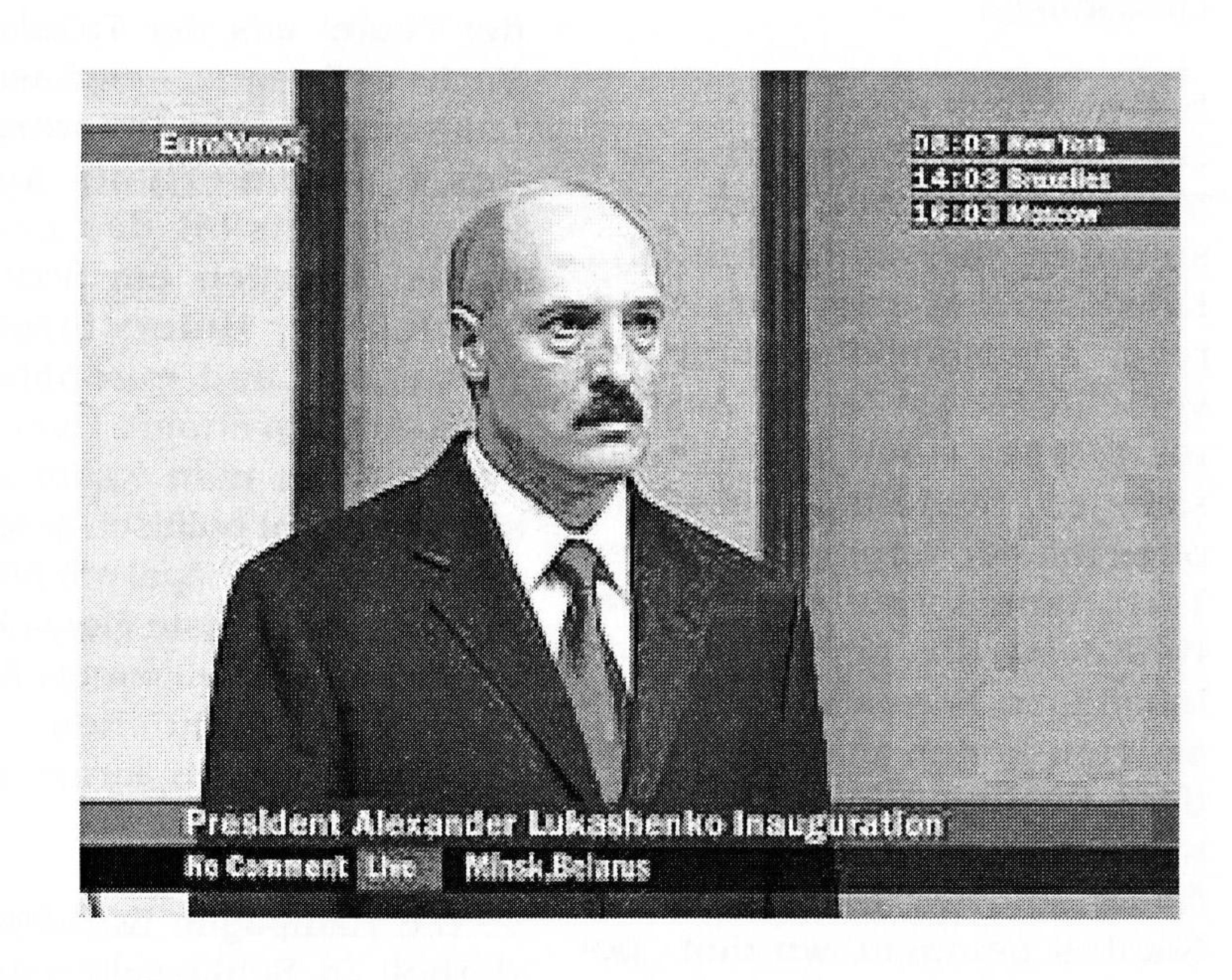
8. Der Staat selbst hat Kozulin ein Geschenk gemacht, indem er die Heldentat mit dem Beschuss des Autos wiederholte (auf das Auto Lukašenkos wurde 1994 auch geschossen). Die politische Vorgehensweise Kozulins lässt nichts außer Acht. Ihm steht kein Kebiè gegenüber. Ihm steht Lukašenko gegenüber. Und die Nomenklatur Lukašenkos kann man im Gegensatz zur Nomenklatur Kebiès nicht für sich gewinnen. Sie kann man nur aufkaufen – total und vollständig, mit dem Geld der russischen Oligarchen.

9. Wird das gelingen?
Das werden wir nach dem 19. sehen. Auf jeden Fall verlässt sich der Populismus Kozulins nicht auf die „Wählerschaft“, sondern er spielt mit der Nomenklatur und „wichtigen Leuten“, die ihn auch an die Macht bringen müssen. Das ist aber nicht unser Problem. Unser Problem wird seine darauf folgende Absetzung sein..



Genosse Lenin verteidigt den Kommunismus in Minsk

10. Um vieles interessanter ist es, sich die Taktik der „Orangisten“ anzusehen. Um so mehr, weil in der anarchistischen Szene die Stimmung herrscht (auch wenn das nicht an die große Glocke gehängt wird): „wir unterstützen sie erst einmal und später wird dann weitergekämpft.“ Und ich würde nicht sagen, dass die, die diese Herangehensweise teilen, völlig und kategorisch unrecht haben. Die Taktik wählt jeder selbst. Im globalen Sinne ist es verständlich – kommt Milinkeviè werden wir auch gegen ihn kämpfen. Sollte er kommen.



11.Die IMChO ist einer der wesentlichsten Fehler der „Orangisten“ unter der Führung Milinkeviès: die Ausrichtung erfolgt NUR auf die „Straßendemokratie“, Dinge wie die Vorbereitung auf einen Generalstreik und auf den Boykott der Wahlen als Reserveinstrumente werden völlig ignoriert.

12. Daraus zieht die Staatsmacht ihren Nutzen. Die Orangisten haben ihre Kraft an einer Stelle der „Front“ und an einem Ort lokalisiert und verkünden das der Staatsmacht selber und zwar lange vor der „Stunde X“. Und wenn sie sich an dieser Stelle totlaufen (und die Staatsmacht hatte Zeit sich vorzubereiten, und wir beobachten das), dann werden sie keine Alternative haben.

13. Außerdem ist „Straßendemokratie“ keine Sache für sich. Die „Revolutionen“ in Georgien und der Ukraine hatten faktisch eine psychologische Wirkung auf das Parlament zum Ziel, das ein

wirklicher Machthebel für die Nichtanerkennung der Wahlen war. In Weißrussland gibt es so ein Parlament schon seit 10 Jahren nicht mehr.

14.Die Jugoslawen gingen 2000 zu direkten Aktionen über – zur gewaltsamen Aneignung des Fernsehens und von Gebäuden – aber sie machten das im Kontext von Ländern, die die fast zehnjährige extreme Erfahrung von Bürgerkrieg und NATO-Bombardement machen mußten.

15. Außerdem, die Hauptschlagkraft der „Straße" bilden Leute, die die Möglichkeit haben über ihre Zeit nach eigenem Ermessen zu verfügen. Natürlich Studenten (übrigens, an ukrainischen Universitäten wurde wohl kaum jemandem mit dem Ausschluss gedroht, wegen dem Ausdruck von Sympathie zu Jušèenko) und kleine ÈÏ (IP)(wahrscheinlich private Kleingewerbetreibende), die ihre eigenen Herren sind. In Weißrußland befinden sich kleine IP wie eine Klasse in den Grenzen statistischer Fehler. Im Gegensatz zu den völlig glücklichen Ukrainern in dieser Beziehung.

16.Obwohl sie ökonomisch logischerweise nicht besonders interessiert an einer wesentlichen Liberalisierung der Wirtschaft sind - der Weltmarkt 2006 – das ist ein Spielfeld großer Korporationen, einschließlich der russischen, aber zur ursprünglichen Akkumulation des Kapitals sind unsere IP schon zu spät gekommen.

17. Die Hauptmasse der Bevölkerung Weißrusslands –sind Lohnarbeiter großer und mittlerer Unternehmen/ Institutionen. Großangelegte Konfrontation ist nicht ihre Methode.
Ihre Kampfmethoden liegen eher in den Bereichen, in denen die Staatsmacht nicht mit harter Gewalt die Oberhand gewinnen kann.

18. Ihre Methode ist der Massenstreik. Menschen kann man im Laufe von 15 Minuten von der Straße entfernen. Eine stillgelegte Fabrik greift auch keine Kompanie von OMON an, und wenn der Streik die ganze Branche erfasst, dann finden sich auch keine Streikbrecher (mehr).

19. Ihre Methode ist der Wahlboykott. Stimmen kann man beliebig auszählen/ berechnen, doch eine Wahlbeteiligung von 10%, die nicht zu Reformen des Wahlrechtes führen würde, würde immer größere Zweifel an der Legitimität der Staatsmacht hervorrufen. Aber Legitimität ist eben gerade der Mythos, der das Bewusstsein der Kämpfer der OMON und der „Senkrechten" zementiert. Ohne Wahlbeteiligung entlarvt sich die Staatsmacht selbst in den Augen der eigenen Beamten. Sie wird bloß noch eine Gruppe von Leuten sein, die die Finanzhebel in ihren Händen halten und das mit Gewalt und ohne die Zustimmung aller übrigen.



20.Kann man diese Taktik der offiziellen Opposition übersehen?
Wohl kaum. Jetzt beginnt die „demokratische" Selbstsondierung – „alles oder nichts, oder auf die Straße oder noch 5 Jahre leiden." Es bietet sich nur eine Variante an: sich „dafür" entscheiden und auf die Straße gehen.

21.Aber wenn die Straße die einzige alternative Macht ist und es einfach keinen anderen revolutionären Inhalt gibt, ist das keine Revolution und sie wird nicht gelingen..
Natürlich nur, wenn man die Variante ausschließt, dass eine parallele Vorbereitung der Aktionen an „anderen Fronten" stattfindet, aber ohne Wissen des

Staatsmacht. Weil ich aber die liberale Opposition von innen her kenne, scheint es mir aus bestimmten Gründen, dass diese Variante illusorisch ist.

22.Was bleibt für ein mageren Rest?
Die merkwürdige Balance dreier Taktiken, jede von ihnen anfällig, weil sie an den Grenzen ihrer Möglichkeiten arbeitet. Und für jede der Taktiken reicht es nicht für einen absoluten Sieg, weil sie nicht imstande ist diese Grenzen zu überwinden.
Die Taktik des Staatsterrors – die Taktik der Umwälzung der Nomenklatur – die Taktik der Orangen Revolution.

23. Nicht eine dieser Taktiken führt zur Macht des Menschen, ist wirklich fähig dem Volk die Macht zu geben. Aber in diesem Konflikt kann man viel tun.
Man kann Bürgerproteste initiieren und ihnen eine Form geben, die nützlicher für die Gesellschaft ist. Man kann zum Machtwechsel beitragen, ihn sofort in Angriff nehmen. Der Nachfolger wird weicher und labiler sein. Man kann an der Massenabstimmung für die Liberalen teilnehmen mit dem einzigen Ziel Aufruhr unter den Wählern zu säen, oder man kann ganz im Gegenteil einen Massenboykott der Wahlen in seinem Wahlbezirk organisieren und der Bevölkerung die kostbare Erfahrung selbständiger Lösung politischer Probleme geben.

24.Die Situation ändert sich dermaßen schnell, es scheint, dass das, was vor einer Woche noch annehmbar war, sich morgen schon als äußerst schädlich herausstellen kann.

Aber drei Dinge bleiben unveränderlich:

1. Wir können am 19.März nichts gewinnen, außer die Abhängigkeit von der Familie des neuen Präsidenten.
2. Wir müssen nicht das Leben für den liberalen Kandidaten geben, und überlassen es anderen die Leute wie Kanonenfutter zu opfern.
3. Wir müssen alle Instrumente ausnutzen, die geeignet sind, um in diesen Tagen in den Massen die Fähigkeit zur Selbstverteidigung, zum selbständigen kritischen Denken und zur Selbstverwaltung zu säen.

Einen pathetischen Schluss gibt es nicht. Weiter denkt jeder selbst.



Parada Równosci in Warschau

Trotz der Repression durch die Regierung und Mobilmachung verschiedener neonazistischer und katholisch-fundamentalistischer Organisationen, fand im Juni 2005 mit rund 4000 Menschen die Gleichheitsparade (Parada Równosci) der Schwulen und Lesben in Warschau statt. Dass dies im erzkatholisch geprägten Polen kein einfacher Spassumzug ist, wurde kurz darauf wieder hinreichend bestätigt.



Als die ersten Eier flogen, lachten die Warschauer Schwulen, Lesben und ihre Freunde noch. Sie spannten bunte Regenschirme auf und skandierten gut gelaunt „Kaczor-Jugend! Hitler-Jugend" (HauptakteurInnen der homophoben Attacken waren, wie so oft, die faschistisch geprägte „Gesamtpolnische Jugend"; Jugendorganisation der „Liga der Polnischen Familien"). „Kaczor" - „Enterich" ist der Spitzname des Warschauer Oberbürgermeisters Lech Kaczynski, der die „Parade der Gleichheit" verboten hatte. Rund viertausend Demonstranten ließen sich davon jedoch nicht abhalten und gingen an diesem Tag auf die Straße. Die Polizei hatte einen engen Schutzring um die Parade gezogen.

Kurz vor dem Ende der Veranstaltung flogen vor dem Warschauer Kulturpalast die ersten Steine. Drei Verletzte müssten ins Krankenhaus gebracht werden. Die Polizei verhaftete rund zwanzig Rädelsführer.

Statt sich über den glimpflichen Ausgang der Rechtsradikalenattacke zu freuen, kritisierte Warschaus damaliger Oberbürgermeister Lech Kaczynski die Verhaftung der Steinewerfer und kündigte an, die geplante Gleichheitsparade 2006 erneut zu verbieten...

Mittlerweile ist Kaczynski mit dieser Politik sogar Staatsoberhaupt von Polen geworden und die Situation hat sich weiter verschärft. Die Steine-Attacke war für Kaczynski der „Zusammenstoß der Kultur einer normalen Gesellschaft, die natürlich ihre Fehler hat, mit einer Kultur, in der absolut alles erlaubt ist".



Unter dem Motto:
„SMASH HOMOPHOBIA! FIGHT ERVERY NATIONALISM!" gibt es in diesem Jahr eine Mobilisierung verschiedener Gruppen, u.a. aus Deutschland, am 10.Juni nach Warschau zu fahren, durch die Teilnahme an der Gleichheitsparade Solidarität zu bekunden und gegebenenfalls Widerstand gegen sicherlich wieder stattfindende Angriffe zu leisten. Dabei soll es nicht allein um die Naziattacken gehen, sondern jedem/jeder die Möglichkeit für eigene Widerstandsvorstellungen bieten.

Mehr Infos unter: www.smash-homophobia.de.vu
Kontakt: weissensee.antifa@web.de

Infotour zum CSD in Warschau

Im Rahmen einer Infoveranstaltungsreihe wird eine Aktivistin der polnischen Lesbian Coalition in Potsdam und Berlin über die die homophobe Gesamtsituation in Polen berichten. In Polen gibt es nur wenige Frauen/Transgender/Feminismus-Gruppen - Die Lesbian Coalition ist eine davon. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte sind die Aktivitäten gegen die homophobe „Kaczynski"-Regierung. Während der Infotour wird es aktuelle Infos zu der, am 10. Juni in Warschau stattfindenden Gleichheitsparade (Parada Równosci) geben.

Seite der Lesbian Coalition: www.porozumienie.lesbijek.org

Erste Infoveranstaltung:
25. Mai 2006 / 19 Uhr / Berlin / Kato / U-Schlesisches Tor

Die Gipfelsaison 2006 ist eröffnet

Im Juli 06 werden die G8 ihren Gipfel in St. Petersburg, Russland, abhalten. Ein Bericht dazu von UTE WEINMANN aus Moskau

Am 26. und 27. April fanden in der sibirischen Stadt Tomsk Gespräche über den geplanten Ausbau deutsch-russischer Wirtschaftsbeziehungen statt, zu denen Bundeskanzlerin Angela Merkel eigens angereist war. Tomsk bot einen leichten Vorgeschmack auf den G8-Gipfel in St. Petersburg.

Anfang April unternahm die Miliz den Versuch, stadtbekannte AktivistInnen aus dem Umfeld der anarchosyndikalistischen Sibirischen Konföderation der Arbeit (SKT) nach einer Kundgebung gegen die Wohn- und Kommunalreform für zwei Wochen in Haft zu nehmen und jene damit an etwaigen geplanten Aktionen während des russisch-deutschen Gipfels zu hindern. Als Vorwand musste ein rechtlich fragwürdiges Verbot der Kundgebung durch die Stadtverwaltung herhalten. Einen Tag vor Beginn der Gespräch drangen Unbekannte in die Unterkunft eines weiteren Aktivisten ein und entwendeten Fahnen, Plakate und ein Megaphon. Zwei maskierte Männer passten den offiziellen Antragsteller der jüngsten Protesveranstaltungen Sergej Zajkov an dessen Hauseingang ab und prügelten auf ihn brutal mit Baseballschlägern ein. Zajkov kam zwar mit einer Kopfverletzung und einem Beinbruch davon, doch schienen die Auftraggeber des Übergriffs auch bereit, einen Mord in Kauf zu nehmen.

In Petersburg sind die Vorbereitungen noch nicht ganz soweit, aber kaum jemand zweifelt an der Durchsetzung ähnlicher Szenarien. Noch steht derzeit in erster Linie die positive Veränderung des äußeren Erscheinungsbild der Stadt auf dem Programm. Städtische Putzbrigaden und freiwillige HelferInnen sollen im Rahmen mehrerer Subbotniks zumindest die Strekken entlang der



Delegationsrouten bis Anfang Juni auf Hochglanz bringen. Im Regionalfernsehen wird die Vorbereitung der Truppen für innere Sicherheit auf etwaige Eskalationen durch sogenannte „AntiglobalistInnen" demonstriert.
Erste Meldungen über angeblich geplante „Partisaneneinheiten", die den Konstantinpalast stürmen wollen und die aus dem Umfeld lokaler Gruppen mit Affinitäten zur rechten Szene stammen, machten bereits die Runde. Über bereits stattfindende Repressionen berichten die Medien hingegen nicht.

Unweit des Hauptveranstaltungsortes des G8, dem Konstantinpalast im Petersburger Vorort Strelna, befindet sich eine Romasiedlung. Dort fanden unlängst Razzien statt auf der Suche nach Drogen. Wo die Miliz nicht fündig wurde half sie mit vorgetäuschten Funden nach. Die Aktion soll den Abschluss
von etwa 20 im Bezirk offenstehende Strafverfahren wegen Drogenhandels vor dem G8 bewirken. Die Verbrechensstatistik soll mit den Sicherheitsvorgaben in Einklang gebracht werden ohne Beeinträchtigung des bestehenden Drogendealernetzwerks. Denn dass die Miliz an dem Geschäft kräftig mitverdient ist längst ein offenes Geheimnis.

Die Linke um das für Mitte Juli parallel zum G8 geplante 2. Russische Sozialforum versucht sich durch Verhandlungen mit der Petersburger Stadtverwaltung und dem russischen G8-Vorbereitungskomitee gegen etwaige Repressionen abzusichern. Denn ohne grünes Licht aus dem Kreml wird es weder
eine genehmigte Demonstration noch Räumlichkeiten für die zum Forum erwarteten 1000 TeilnehmerInnen aus ganz Russland und dem Ausland geben.
Trotz positiver Signale hält sich die Stadt St. Petersburg bislang bedeckt. Russland will während des Gipfels einerseits Offenheit und die Bereitschaft zum Dialog mit oppositionellen Strukturen demonstrieren, andererseits

sollten jene lediglich im Rahmen eines internationalen Forums für Nichtregierungsorganisationen unter der Schirmherrschaft von Ella Pamfilova, der Vorsitzenden des präsidialen „Rats zur Mitwirkung an der Entwicklung der Zivilgesellschaft und der Menschenrechte" Berücksichtigung finden. Das Sozialforum und etliche NGO's schließen eine Teilnahme an dieser aus dem Kreml lancierten Veranstaltung jedoch aus, da sich bereits bei den bisherigen Vorbereitungen gezeigt hat, wie wenig Spielraum diese für kritische Stimmen, beispielsweise gegen die Nutzung von Atomenergie, bietet.

Etwas mehr als zwei Monate vor dem G8 laufen die Vorbereitungen für etwaige weitere Proteste und Gegenveranstaltungen erst richtig an. Nach und nach entdeckt ein weites Spektrum den G8 als potenzielle Plattform für sich und eigene politische Zielsetzungen. Für eine gründliche inhaltliche Auseinandersetzung bleibt hingegen weder Raum noch Zeit.

Mehr Infos: www.gipfelsoli.org

apropos polen: tlusty czwartek (fetter Donnerstag)

Polnische Filme im Sommersemester 2006

jeweils donnerstags um 19:00 Uhr im GWZ H5-4.15
immer kostenlos - immer mit Einführung

18.5. Provinz im polnischen Nachwendefilm
ZMRUZ OCZY *(Kneif die Augen zusammen)*
von Andrzej Jakimowski
PL 2003, 87 min, engl. UT

1.6. Special zur ISW
SZTUKA SPADANIA *(Die Kunst des Fallens)*
von Tomek Baginski
PL 2004, 6 min, OF ohne Untertitel

WESELE *(Die Hochzeit)* von W. Smarzowski
PL 2004, 109 min, engl. UT

15.6. Provinz im polnischen Nachwendefilm (DOK I)
ZAWSZE JESTEM *(Es gibt mich immer)* von Na Górze
PL 2005, 20 min, engl. UT

DZIEWCZYNY Z SZYMANOWA *(Die Mädchen aus Szymanów)* von Magdalena Piekorz
PL 1997, 29 min, OF ohne Untertitel

29.6. Provinz im polnischen Nachwendefilm (DOK II)
FALA. JAROCIN '85 *(Die Welle)* von P. Lazarkiewicz
PL 1986 (remastered), 80 min, OF ohne Untertitel

13.7. Provinz im polnischen Nachwendefilm
U PANA BOGA ZA PIECEM
(Beim Herrgott hinterm Ofen)
von Jacek Bromski
PL 1998, 96 min, OF ohne Untertitel

Girlz Get United! 2006

Vom 13.-24.08.2006 findet in Krivoj Rog (Ukraine) das 5. Girlz Get United! –Treffen für (u.a. lesbische) Frauen und Transgender statt, an dem ca. 40 Leute aus Russland, Kirgistan, der Ukraine, Polen und der BRD teilnehmen werden.
Geplant sind Workshops zu Migration, Menschenhandel und Prostitution, aber auch ein Austausch zu (queerer) Zukunftsplanung, Kampfsport uvm.
Außerdem wollen wir helfen, ein Haus zu renovieren, das als schwullesbisches Begegnungszentrum dienen soll.
Auch wenn die 8 Plätze aus Deutschland schnell vergeben sein werden, können InteressentInnen sich gern melden (wir suchen z.B. noch Handwerkerinnen).
Kontakt: ggu@gmx.de

Befriedet vom Wohlfahrtsstaat

Diese neue Rubrik soll speziell von Erfahrungen von OsteuropäerInnen berichten, die aus verschiedenen Gründen ihre Heimat verlassen haben und nun im Westen leben. LYDIA sprach mit einem langjährigen und führenden Aktivisten der linksalternativen Szene in Bialystok/Polen, der sich in den letzten Jahren in verschiedenen Ländern Westeuropas - zuletzt in London - aufgehalten hat. Wie sich im Laufe dieses Interviews herausstellte, hat er sich mittlerweile entschlossen zurückzukehren und wird somit nicht mehr länger westeuropäische Arbeitsmärkte belasten.
Viele der verwendeten Formulierungen mögen sehr pathetisch und teilweise zu martialisch rüberkommen, spiegeln aber teilweise einfach nur die dortige, doch manchmal recht abenteuerliche, Lebenssituation wieder. In diesem Fall zählt wie immer das Prinzip: nicht nach den hier üblichen Maßstäben urteilen.

Hallo Soja. Nachdem wir uns schon so lange kennen, werden dir einige dieser Fragen sicher etwas doof vorkommen, aber ich muss jetzt ein Interview mit dir führen und irgendwo muss ich ja mal anfangen. Ich werd jetzt auch nicht die typischen Fragen nach Eueren Aktivitäten und so stellen...
Ja ja, fang mal an...

Was hast du so in Bialystok gemacht, bevor du das Land Richtung Westen verlassen hast? D.h., auch nicht unmittelbar politische Dinge ... im Privaten halt.
Also, ich war in einigen anarchistischen Initiativen, wie der *Anarchistischen Föderation* und dem *Anarchist Black Cross*, sowie dem Kollektiv unseres Squats und der Antifa aktiv.
Nachdem ich mit der Uni fertig war, habe ich von allen etwas versucht – vom Geschichtslehrer über Bauarbeiter bis zum Einlasser.

Warum bist du dann weggegangen?
Mhm, zuerst aus ganz persönlichen Gründen, wegen meiner Freundin, und dann ging es einfach so weiter, dass ich in den letzten zwei Jahren meistens unterwegs war. Hinzu kamen ökonomische Gründe, als ich aus Bialystok weg bin. Die ökonomische Situation in Bialystok ist echt mies, es ist unmöglich Geld zu sparen und es ist eh schwierig einen Job zu kriegen. Wir haben hier 20% Arbeitslosigkeit. D.h. wenn du Englisch kannst und nichts Besseres zu tun hast, gehst du erst mal weg und verdienst dir Geld um später mit deinen Projekten weiter zumachen.

Was hat sich auf diesem Wege in deinem Leben verändert?
Also, ich hab es hingekriegt die ganze Situation in Polen und Bialystok mal mit etwas Abstand zu betrachten, bin nicht mehr so gestresst mit manchen Dingen, die dort passieren und hab jetzt neue Perspektiven auf manche Probleme. Eine ganze Menge neue Erfahrungen auf alle Fälle und ich hab auch einen Haufen coole Leute unterwegs kennengelernt...

Wie ist dein Leben jetzt? besser/gleich/schlechter?
Also ich denke, besser. Es war eine gute Idee aus den oben erwähnten Gründen, eine Weile weg zu gehen.

Hattest du irgendwelche frustrierenden Erlebnisse in der „westlichen Welt"?
Oh ja, einige. Ich hab die Mentalität vieler Leute gehasst – befriedet vom Wohlfahrtsstaat, zu materialistisch und nicht offen genug. Speziell das war sehr frustrierend für mich – ich bin ein sehr offener und emotionaler Mensch und ich hasse diesen miesen egozentrischen Ansatz und Mangel an Gemeinschaftsdenken, der im Westen dominiert. In den anarchistischen Kreisen, ist es zwar nicht so schlimm, aber ich hatte ja nicht nur mit Leuten aus der alternativen Szene zu tun und zu einem gewissen Maß, teilen sogar die AnarchistInnen einige der Attitüden der Mainstream-Gesellschaft dort.

Was ist für dich wirklich typisch Westen und kommt dir komisch vor?

Na, das englische Essen war definitiv komisch, ha ha ... abgesehen davon waren einige Dinge, wie der Fakt, dass die meisten Leute nicht religiös sind (und das ist auf alle Fälle positiv!). Es war hart sich daran zu gewöhnen, dass nicht überall Kirchen zu sehen sind und die Scheiss Papst-Bilder und Kreuze an jedem zweiten Haus.

Da sind wir schon wieder eine Frage voraus: Was hast du von zu hause vermisst und was nicht?
Also, die katholisch-fundamentalistische Scheisse, die bei uns gerade abgeht, habe ich definitiv nicht vermisst.
Ich habe viele meine GenossInnen vermisst, Freunde, Familie, die allgemein offene Athmosphäre auf den Straßen in Polen, Partys (die waren meist so langweilig im Westen) und einfach die Herangehensweise der Leute an alles.

Wie sieht es z.Z. in Bialystok, nachdem im letzten Herbst euer Haus geräumt wurde, (siehe „DE CENTRUM-Squat in Bialystok geräumt", LAIKA#2, Seite 17) aus?
Das CENTRUM-Squat ist nun nicht mehr das große Ding in unserem Leben. Es ist vorbei, aber das soll nicht heißen, dass wir aufgehört haben zu kämpfen. Es ist bloß traurig, dieses Haus zu sehen, wo wir 5 Jahre daheim waren und das das Zentrum unserer Aktivitäten war. Unsere „unbesiegte Festung" inmitten der ganzen Nazis wurde geräumt und ging fast ohne Gegenwehr verloren... Die Probleme mit den Nazis sind grad nicht so schlimm und die AnarchistInnen und die Antifas treffen sich immer noch und sind aktiv, obwohl es nicht mehr so viele wie vorher sind, weil viele gute Leute das Land verlassen haben.

Hast du manchmal das Gefühl, dass du alles was du grad machst, hinwerfen, zurück gehen und alles wieder mit in die Hand nehmen willst?
Also, in dem Moment, während wir dieses Interview machen, habe ich gerade vor einen Monat diese Entscheidung getroffen! Ich hatte genug davon, nicht an dem Platz zu sein, den ich zu hause nenne und ich habe Bialystok immer sehr vermisst und ich bin mir bewusst, dass



meine Kämpfe hier stattfinden. Es ist halt auch so, dass es leicht ist hier abzuhauen und anderswo ein komfortableres Leben zu führen und einfach alles zu vergessen, was zu hause passiert, aber da bin ich irgendwie nicht der Typ dafür. Mein Platz ist hier und ich musste zurück kommen. Das bin ich mir selbst schuldig und meinen FreundInnen, die hier geblieben sind und weiter gekämpft haben.

Nun, ich glaube das wars schon. Obwohl ... apropos Kämpfe, wie war das noch mal mit deinem Opa und Hainowka? Da gibt es doch so eine Geschichte, auf die du ziemlich stolz bist. Die Sache mit den Partisanen, der Roten Armee und den Deutschen.
Nun, da gibt es tatsächlich eine Geschichte, auf die ich ziemlich stolz bin. Mein Grossvater war ein weissrussischer Partisan, ein Kommunist, der im Urwald von Bialowieza unterwegs war. Der hat auch schwarzgebrannt, ha ha... Also, einmal geriet er in einen deutschen Hinterhalt und wurde dann in die berüchtigten Gestapo-Zellen gebracht. Die haben ihn dann nackt in die Zelle gesteckt. Zu seinem Glück hat er es aber irgendwie geschafft, die alten Gitterstäbe zu entfernen und sich durch so ein enges Fenster zu quetschen. Es war grad Winter und er ist dann nackt in den Wald gerannt. Bis heute weiss niemand so genau, wie er das eigentlich überlebt hat. Er ging zu seiner Einheit zurück, wo er weiter Nazitransporte in die Luft jagte und so.
Dank ihm und noch einem anderen Typen, wurde die Stadt Hajnowka ohne grossen Widerstand befreit. Er hat dort zwei Wochen lang Karten von den deutschen Positionen um die Stadt angefertigt, manchmal so nah an den Wachposten, dass er sie sprechen gehört hat. Als dann die Rote Armee kam, hat er sie um die Stadt herum geführt und die Deutschen waren so überrascht, dass sie sich kaum noch gewehrt haben. Das ist die Geschichte.
Natürlich war er danach hochdekoriert. Aber nach der Wende wurde er dann plötzlich vom Helden zum Feind. Das war ein grosser Schock für ihn, er hat nicht mehr verstanden, was los war - er war ein recht einfacher Mensch. Natürlich hatte er seine Gehirnwäsche von den Kommunisten weg, aber er war ein tapferer Kämpfer. Das ist alles.

Viele Dank fürs Gespräch, bis demnächst in Bialystok...

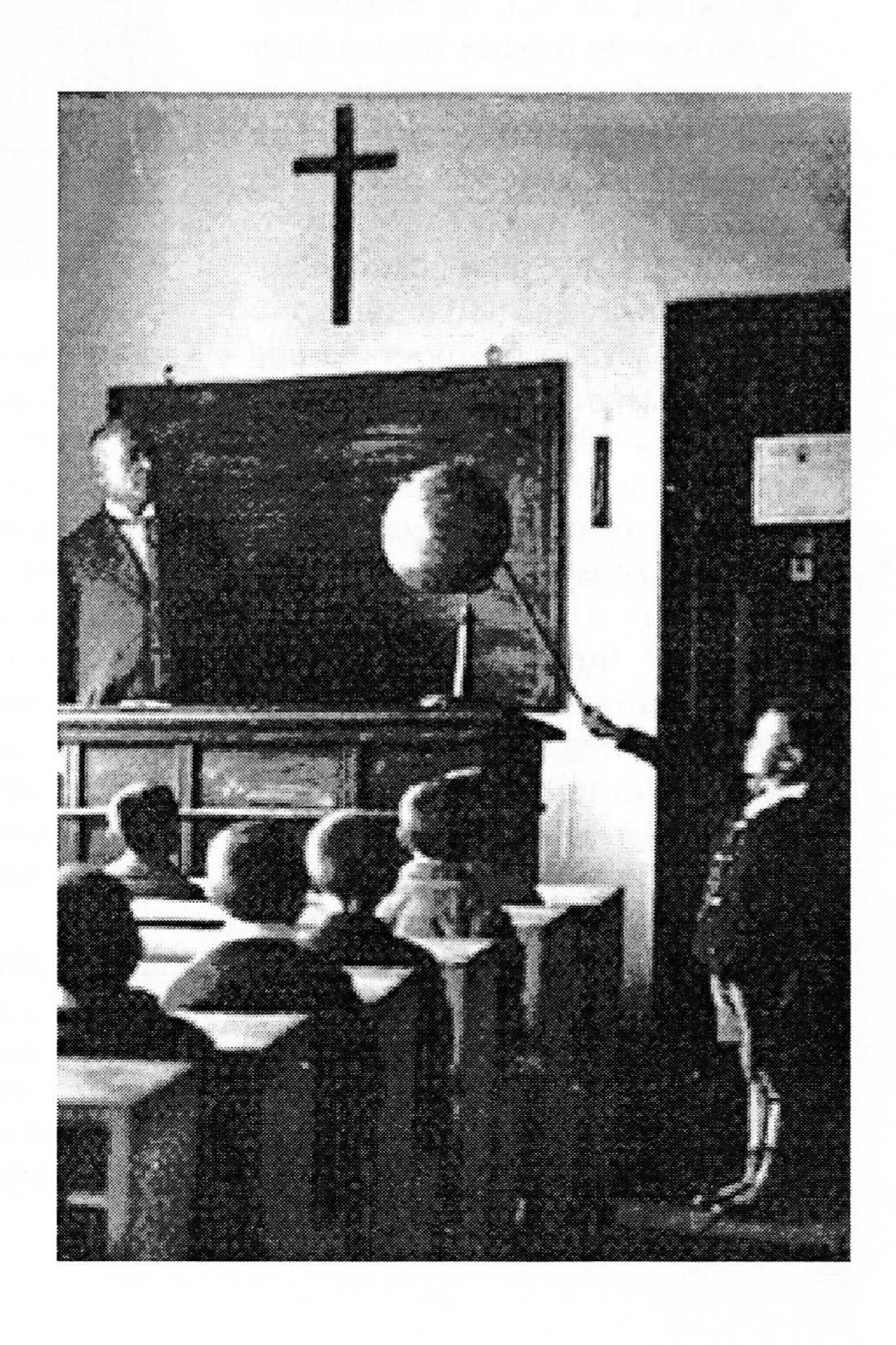


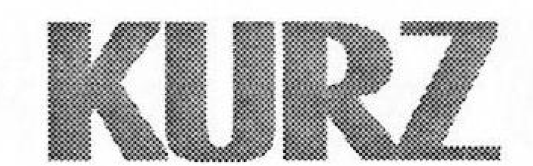
Die „Gay Power" – Affäre - von ZACZEK

Das polnische Parlament hat eine Sonderkommission eingesetzt, um mögliche Verwicklungen des Geheimdienstes in die so genannte „Gay Power" - Affäre zu untersuchen.
Während der zweiten Runde der Präsidentschaftswahlen, gewonnen vom homophoben Kandidaten Kaczynski wurden 12 Bombenattrappen, die den gesamten Stadtverkehr Warschaus für Stunden blockierten, gefunden. Später wurde ein mit „Gay Power" unterzeichneter Brief eingesandt, in welchem behauptet wird für die Tat verantwortlich zu sein. Der Brief brandmarkt die schwulenfeindlichen Aktionen von Lech Kaczynski.
Die Sonderkommission wird nun die Verwicklungen des Geheimdienstes untersuchen, welche eventuell darauf abzielten, die Chancen Kaczynskis zu erhöhen und ihn als „starken Mann" darzustellen, welcher in der Lage ist die Ordnung wieder herzustellen.

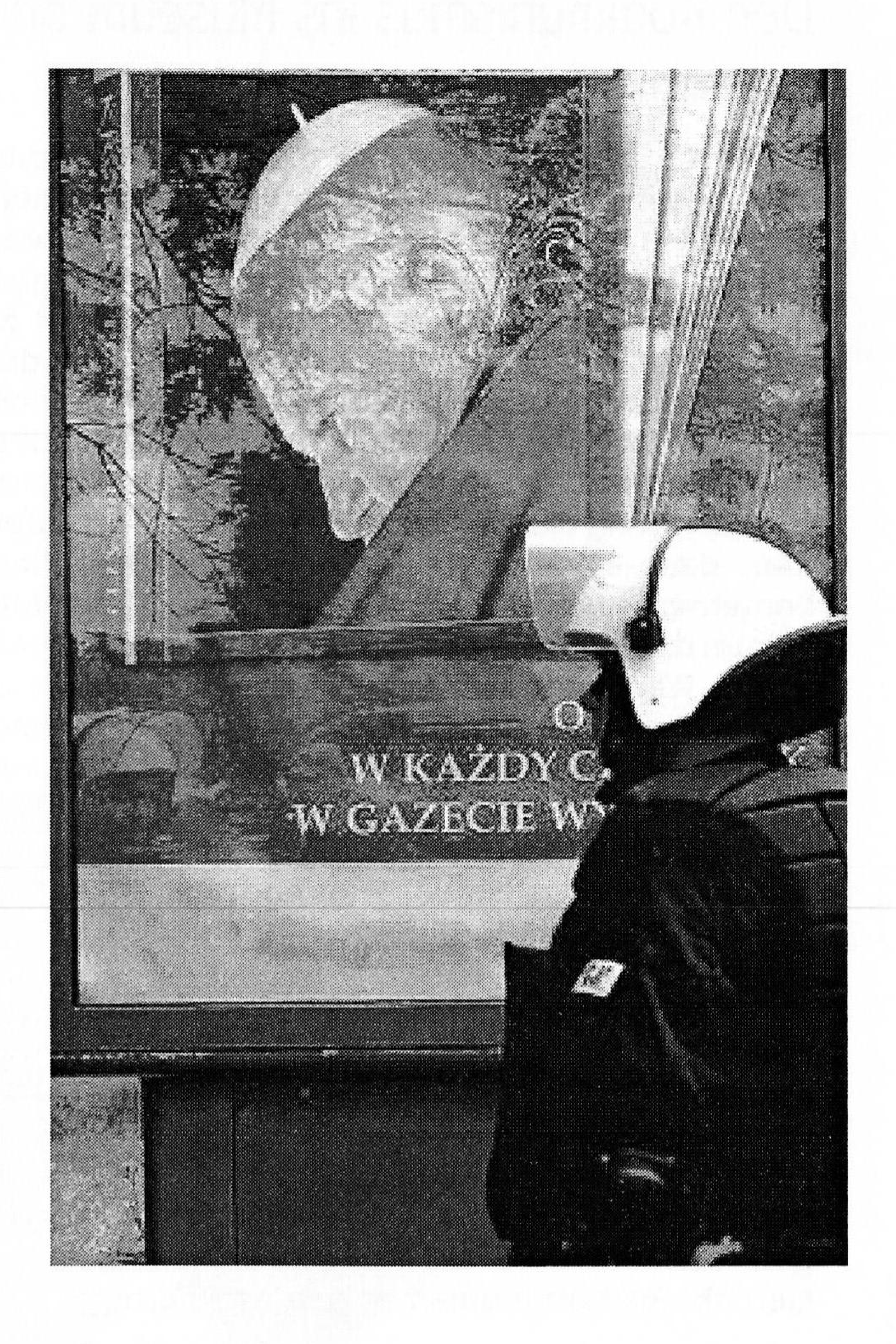
Neuigkeien aus dem klerikalen Polen - von ZACZEK

Zunehmend werden in Polen Fälle von ansteigenden Repressionen gegen Menschen, welche im Bildungssystem tätig sind und nicht die so genannten christlichen Werte teilen, bekannt. So wurde unter anderem eine Schulpsychologin, welche die Schwester einer Warschauer Aktivistin ist, ohne Anklage und Möglichkeit Kontakt zu ihrer Familie herzustellen verhaftet. Ihre Schwester fand heraus, dass an der Schule ermittelt wurde, da sie „Kerzen in der Schule anzündete und deshalb wahrscheinlich eine Satanistin ist, was nochmals bestärkt wird durch den Fakt, dass sie nicht zur Kirche geht."
Als grundlos erwiesen sich jedoch die ebenfalls formulierten Vorwürfe des sexuellen Missbrauchs an Kindern.
Ein anderes Beispiel ist die Anschuldigung gegen einen mit Kindern arbeitenden Öko-Aktivisten in Lodz, er vertreibe Kinderpornographie. Später wurde herausgefunden, dass das Bild des nackten Mädchens auf seinem Computer, ein Kinderbild seiner Frau am Strand war.
Eine Richtlinie zur Einschränkung des Zugangs an Schulen von PazifistInnen, UmweltschützerInnen, AnarchistInnen und anderen Organisationen, welche keinen christlichen Hintergrund haben, wurde vom Bildungsminister herausgegeben. Anweisungen zur Unterbindung von Diskussionen über den Krieg im Irak wurden an die Schuldirektoren versandt.
Einzelne SchülerInnenorganisationen haben sich zu Initiativen zusammengeschlossen (die Krakauer Sektion ist Teil des Anarchistischen Verbandes). Eine Aktion wurde bereits am Bildungsministerium gemacht. Der Haupteingang wurde mit Ketten verschlossen und Erklärungen befestigt, als Protest gegen die Ignoranz des Bildungsministers.





„Ich habe nicht geweint, als der Pabst starb" - von LAURE



Eine polnische Universität untersagte eine Ausstellung von T-Shirts mit Botschaften wie „Ich habe nicht geweint, als der Pabst starb" und „Ich habe Aids", da die Ausstellung zu provokant sei. „Die auf den T-Shirts gedruckten Texte könnten die Gefühle und den Glauben vieler Leute beleidigen", so zitierte die Tageszeitung „Rzeczpospolita" den Präsidenten der UMCS Universität der südostpolnischen Stadt Lublin.
Die Ausstellung zeigt polnische Persönlichkeiten, welche T-Shirts mit Botschaften tragen, die auf Themen verweisen, welche normalerweise im römisch-katholischen Polen tabu sind, wie zum Beispiel „Ich bin Gay", „Ich bin Jude", „Ich bin Araber", „Ich masturbiere" und „Ich habe meine Periode".
„Um auf ein T-Shirt zu schreiben „Ich habe Aids" oder „Ich hatte eine Abtreibung", musst du völlig frei sei von allen menschlichen Gefühlen", sagte der Bischof von Lublin Jozef Zycinski.
Eigentlich sollte die Ausstellung neben einem von der International Federation for Human Rights organisierten Filmfestivals laufen, welches jedoch aus Protest nach dem Verbot der Ausstellung abgesagt wurde.
„Die Zielsetzung der Ausstellung war, zu versuchen eine Debatte zur freien Meinungsäußerung herauszufordern. Die Entscheidung des Präsidenten der Universität die Ausstellung abzusagen, muss als unakzeptable Einmischung verstanden werden", so der Sprecher der Helsinki Federation in Polen, Marek Antoni Nowicki.

Bildungsministerium: Religiöse Einmischung gut - Pazifismus jedoch gefährlich - von LAURE

Der polnische Bildungsminister hat am Vorabend der (meist kleinen) Anti-Kriegsproteste, welche am 29. März stattfanden, ein Dokument versandt.
Es besagt:
„ Viele Organisationen treten mit Vorschlägen zur Präsentation ihrer Sichtweisen, Zielsetzungen und Plänen für schulische Einrichtungen an die Schulen heran. Es passiert, das sie Lehrer einladen und darüber hinaus noch Studenten um Veranstaltungen für sie zu organisieren.
Bezug nehmend auf solche Veranstaltungen teilen wir hier die Position des Bildungs- und Forschungsministeriums mit:
Schulen sind Institutionen frei von Politik und jeglicher Art von Indoktrination (Artikel 56 des Gesetzes zum Bildungssystem vom 7. September 1991).
...Kinder im Schulalter und Jugendliche haben oft noch kein voll entwickeltes Wertesystem. Junge Menschen sind beeinflussbar und können den Sinn für Realität verlieren, wenn sie an einer effektiven Präsentation teilnehmen. Attraktive pazifistische, ökologische und Antikriegs Parolen werden unkritisch von der Jugend akzeptiert, sind jedoch schädlich.
Wir verlangen, dass die Schuldirektoren über diese Bestrebungen der Studenten informiert sind, besonders am herannahenden Jahrestag der Irakintervention. Wir müssen effektive Maßnahmen ergreifen um Sicherzustellen, dass die Kinder sichere Bedingungen zum Lernen haben und dies beinhaltet ebenfalls das Schaffen von adäquaten, wohl überlegten Herangehensweisen für kommende Ereignisse.
Jaroslaw Zielinski"

Den Kommunismus ins Museum bringen - von KONSTANTIN AKINSHA

Der Text ist ein Auszug aus einem Beitrag zu *Sprung in die Stadt.*

(...) Schließlich gaben die deutschen Fernsehjournalisten Herrn Kozicki frei, und ich hatte Gelegenheit, ihm einige Fragen zu stellen. Marek Kozicki erwies sich als großer, kurzhaariger Mann mit gepflegten Umgangsformen. Ich bat ihn, mir das Konzept zu erläutern, das dem zukünftigen Museum des Kommunismus zugrunde liegen sollte. Er war nicht der Erste in Warschau, dem ich diese Frage stellte. Kozicki versuchte zunächst, mir eine allgemeine Beschreibung der Idee zu geben, und es war sofort klar, dass er seine Erklärung schon viele Male vorgetragen hatte. Doch auf meine Nachfrage hin, warum das Museum des Kommunismus ausgerechnet in Warschau angesiedelt sein sollte, wich er von der gut einstudierten Version ab: Er meine, die zukünftige Institution sollte weniger dem Kommunismus im Allgemeinen gewidmet sein als vielmehr dem Leben des polnischen Volkes in den Jahren des Sozialismus. Während des Sprechens kam der Projektkoordinator zunehmend in Fahrt und erklärte, das Museum solle nicht nur das Innenleben jener Zeit rekonstruieren, sondern auch mit Hilfe von Schauspielern bestimmte für die sozialistischen Jahre typische Lebenssituationen nachstellen, von den Warteschlangen in Lebensmittelgeschäften bis zum Verhör politischer Gefangener. Vom Höhenflug seiner Phantasie davongetragen, verkündete er stolz: „Wir werden sogar den Geruch des Kommunismus rekonstruieren."

Seine Worte verblüfften mich. Ich versuchte mich an die Gerüche meines eigenen persönlichen Kommunismus zu erinnern, die Düfte des sowjetischen Lebens der 1960er bis 1980er Jahre. Wir hatten viele davon: den Geruch verfaulenden Kohls in den Speisesälen, den charakteristischen Kasernengestank aus Schweiß und Schuhwichse, den Duft des Parfüms „Rotes Moskau" (das in Flakons verkauft wurde, die dem Spassky-Turm des Kreml nachgebildet waren, und das meine Großmutter liebte), den scharfen Geruch des „Dreifach"-Eau de Cologne, das Alkoholiker häufig als preiswerten Wodkaersatz konsumierten, und natürlich den alles durchdringenden Gestank von Chlor, der überall, von öffentlichen Toiletten bis zu Gefängnissen, für Desinfektionszwecke verwendet wurde. Ich war mir nicht sicher, ob alle diese Gerüche - vielleicht mit Ausnahme des Parfüms Rotes Moskau - spezifisch „kommunistisch" waren. Als ich darüber nachzudenken begann, ob der polnische Kommunismus, ganz zu schweigen vom chinesischen oder kubanischen, möglicherweise anders riechen könnte als meine sowjetische Vergangenheit, wechselte Herr Kozicki unvermittelt das Thema. Er gestand, dass die Organisatoren des Museums noch kein konkretes Konzept hätten und daher eine Konferenz planten, um Museumsexperten zu einer Diskussion darüber einzuladen, wie das zukünftige Museum aussehen sollte. „Wir sind keine professionellen Museumsleute", gab der Koordinator zu.

Einige Tage vor diesem denkwürdigen Samstag, an dem die Bevölkerung von Warschau eingeladen war, „den Kommunismus ins Museum zu bringen", saß ich im Büro von Czes³aw Bielecki, einem Architekten und ehemaligen Vorsitzenden des Komitees für Auswärtige Beziehungen im polnischen Sejm. Bielecki kannte den Kommunismus nur zu gut: Er hatte Mitte der 1970er Jahre die demokratische Opposition in Polen mitbegründet und deshalb einige Zeit im Gefängnis verbracht. Später war er die treibende Kraft bei der Einrichtung der Socland Foundation gewesen; das Museum des Kommunismus war ein alter Traum von ihm. Zum Rat der Stiftung, die 1999 gegründet wurde, zählen Prominente wie der Filmregisseur Andrzej Wajda; die Liste der Ehrenmitglieder umfasst Zbigniew Brzezinski, den ehemaligen nationalen Sicherheitsberater der USA, den französischen Historiker Alain Besançon und den früheren tschechischen Präsidenten Václav Havel.

„Sehen Sie sich die Schrifttype an!" rief Bielecki und zeigte auf das Logo der Stiftung. „Wir verwenden dieselbe Type, die für den Namen der *Tribuna Ludu*, der Hauptparteizeitung, verwendet wurde. Jeder Pole, der zu der Zeit gelebt hat, kann das erkennen." Hinter den Gläsern seiner dickrandigen Brille funkelten die Augen des Architekten vor Begeisterung. Bielecki war entzückt von der Idee, dass das zukünftige Museum interaktiv sein würde. 2003 hatte seine Stiftung bereits eine Ausstellung im Keller des Kulturpalastes organisiert, bei der zahlreiche Computersimulationen zum Einsatz gekommen waren. Besucher betraten einen Raum, in dem Dokumentarmaterial zur Parade am Ersten Mai gezeigt wurde, und konnten sich plötzlich selbst in der Menge sehen, die den Parteiführern zuwinkte; im anderen Saal fanden sie sich dann unter den Streikenden der Danziger Leninwerft wieder. Bieleckis besonderer Stolz war die „Verhörmaschine". Hier wurden Menschen, die einen als Verhörzimmer ausstaffierten Raum betraten, mit der schreienden Stimme eines unsichtbaren Geheimdienstpolizisten konfrontiert, der von den Gefangenen verlangte, ihr „Geständnis" zu unterschreiben.

Bieleckis Vision des zukünftigen Museums war eine Mischung aus Erinnerungsstätte für die Opfer und High-Tech-Entertainment-Park. Der Name der Stiftung ist kein Zufall: „Socland" bezieht sich auf einen anderen Vergnügungsort, dem es jedoch an der strengen Ernsthaftigkeit „rückblickender Gerechtigkeit" mangelt: Disneyland in Florida. (...)

www.socland.pl

Ein Blick auf die Linke in Russland

Russlands Wandel und Beständigkeit von K. KIPPING / B. KRUMNOW (Teil 2 und Schluss)

Im ersten Teil berichteten die AutorInnen kritisch über die parlamentarischen „linken" Parteien, über regionale Strukturen und über die von einigen zu den Linken gezählten Nationalbolschewisten.

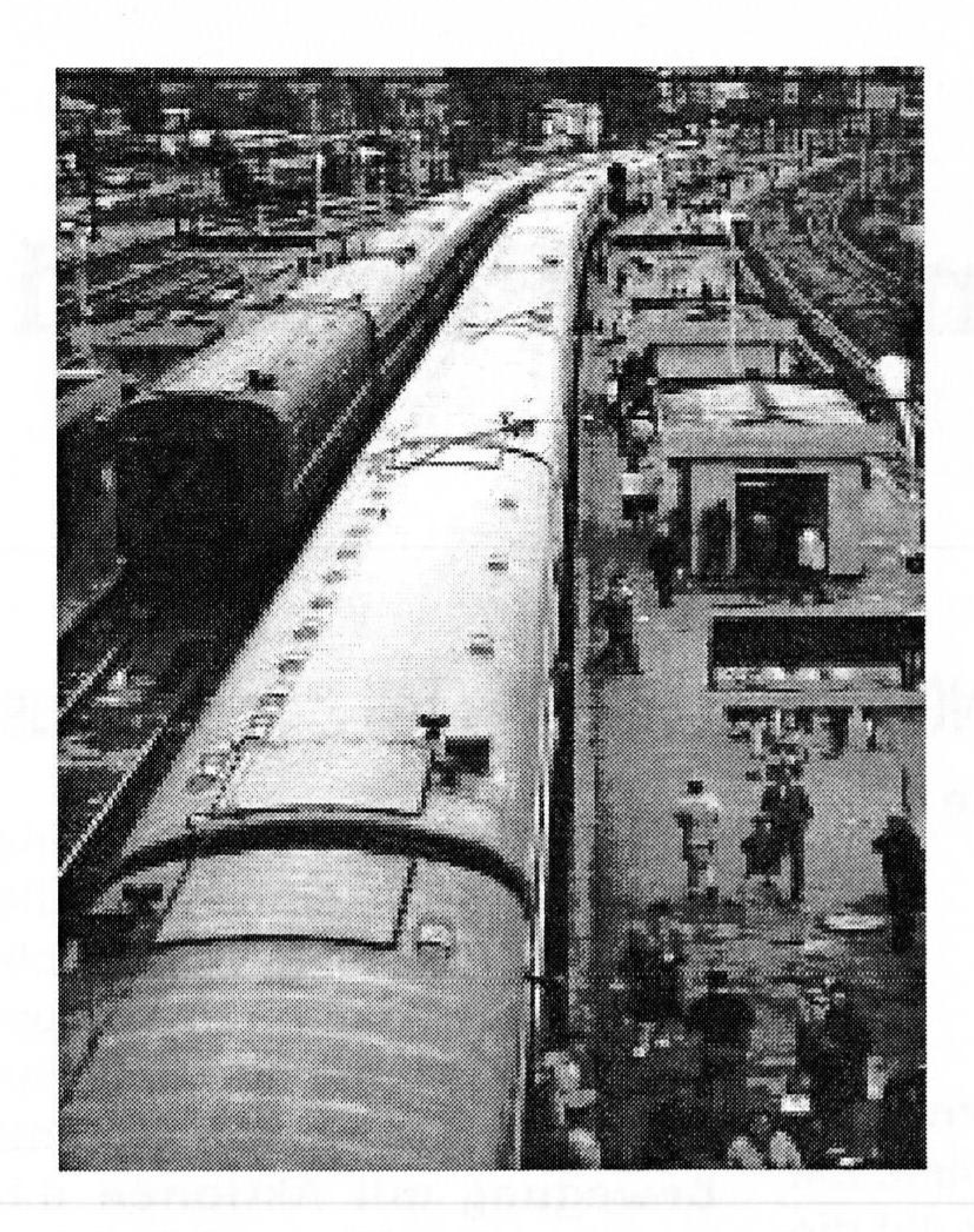
Soziale Bewegungen im Aufbruch
Der Anfang des Jahres 2005 war von einer Welle von landesweiten Massenprotesten geprägt, die eine Reaktion auf die so genannte Monetarisierung der Sozialleistungen durch die Regierung darstellten. Im Rahmen des Gesetzes 122 sollten die bisherigen Vergünstigungen für Rentner, Invaliden und andere Gruppen in Geldwert umgerechnet und ausgezahlt (monetarisiert) werden, was in der Konsequenz die soziale Lage vieler Menschen zu verschlechtern drohte. In Folge der Proteste wurde das Regierungs-Projekt nur zum Teil realisiert. Zunächst traf das die russländische Linke durchaus überraschend, wiewohl es Vertreter kommunistischer Jugendverbände waren, die durch ein Brückenblockade im Sibirischen Krasnojarsk die Protestwelle auslösten. Dennoch ging gerade von diesen Prozessen ein Motivationsschub aus, in dem wir Anzeichen eines neuen linken Aufbruchs sehen können.

Das Jahr 2005 war also in Russland ein Jahr sozialer Bewegung. Eine Zunahme von Streiks wird als Ausdruck wachsenden Selbstbewusstsein der abhängig Beschäftigten gedeutet. In den Regionen entstanden verschiedenste Strukturen, die Ausdruck und Organisationsform von Protest und Widerstand sind. Ein Teil dieser Strukturen ist auf die Verteidigung und Durchsetzung sozialer Interessen orientiert. So spielt angesichts drastisch steigender Wohnkosten, die MieterInnenbewegung eine gewichtige Rolle. Nicht völlig von ersterem loszulösen ist eine neue Entwicklung zivilgesellschaftlicher Organisierung. So finden wir heute in Petersburg ein Komitee für Verteidigung der Rechte der Bürger ebenso wie eine Bewegung der Bürgerinitiativen. Sie stellen in den politischen und sozialen Sinn bereite Bündnisse da.

Ein Ausdruck dieses Aufbruchs kann die neu entstanden und von der Rosa-Luxemburg-Stiftung mit geförderte russländische Sozialforumsbewegung sein. Das erste russische Forum im April 2005 führte über 1000 VerterterInnen von 108 Organisationen zusammen, was Angesichts der schwierigen materiellen und infrastrukturellen Bedingungen in Russland ein großer Erfolg war. Im Sozialforumsprozess spielen die „linken Institute" wie das oben erwähnte IPROG oder das Institut „Kollektive Aktion" (IKD) eine nicht unwesentliche Rolle. Sie stellen eine Mischform von Wissenschaftlicher Institution und politischen Initiativen dar und sind auch ein potentieller Kern, der für eine fortschrittliche soziale Bewegung notwendigen linken Theoriedebatte. Im Sommer 2006 wird die Sozialforums-Bewegung mit Aktionen und Foren anlässlich des G8-Treffens in St. Petersburg in Erscheinung treten.

Linksfront – eine Antwort?
Die Herausforderungen, die vor den sozialistischen Linken in Russland stehen, führen auch zu einer Strategie- und Organisierungsdebatte. Angesichts des parlamentarischen Monopols der KPRF, von der man gegenwärtig kaum innovativen Impulse in Richtung auf eine moderne sozialistische Linke erwarten kann, bleib anderen Linken und auch „offeneren" und aktionsorientierten KPRF-KommunistInnen nur außerparlamentarische Bündnis- und Handlungsformen. Der zunehmende Druck, der durch die Putin-Administration auf jede nicht domestizierbare Form von Opposition erweist sich als zusätzlicher Katalysator der Zusammenarbeit.

Zunächst war ein Versuch gescheitert, linke und linksliberale Jugendorganisationen und auch die Vertreter der liberalen JABLOKO-Jugend zu organisieren und so konstituierte sich eine Linksfront (LF) in Moskau als



Bündnis von Einzelpersonen und Strukturen. Dem sind Gründungen auch in einigen anderen Regionen gefolgt. Dabei versteht sich die Linksfront nach der Darstellung von Boris Kagarlitzki „nicht als Organisation sondern eine bestimmte Herangehensweise an Politik, (...) eine Koalition, die Linke auf der Grundlage der allgemeinsten Prinzipien vereinigt, (...) eine Bewegung (...) die die Autonomie ihrer Mitglieder achtet... ." Im Januar 2006 hat aber auch die linke Jugendfront, die im Sommer 2005 zahlreiche militante Jugendcamps organisiert hatte wieder ihre Arbeit aufgenommen.

In den politischen Auseinandersetzungen der nächsten Jahre wird sich zeigen, ob diese Vision der GründerInnen der Linksfront und der Linken Jugendfront tragfähig ist, ob die jetzt bestehende Differenzen über gemeinsames Handeln ausgeglichen werden können, ob es zu einer Breitenwirkung über kleine Kreise linker Aktivistinnen hinaus kommt, ob es gelingt sich ohne exklusiven Hegemonieanspruch inspirierend in sozialen Protestbewegungen einzufügen. In den letzten Tagen des Aprils 2006 erhielten wir Informationen, dass es schwerwiegende Spaltungsprozesse innerhalb der Linksbündnisse gab. Gegenwärtig können aber Dimension und Auswirkungen dieser Ereignisse noch nicht beurteilet werden.

Außer Frage steht, dass Russland weitere soziale Massenproteste und politische Krisen nicht erspart bleiben werden. Vielmehr ist zu erwarten, dass dieses Land auch weiterhin ein Epizentrum krisenhafter Entwicklung einer sich globalisierenden postfordistisch-kapitalistischen Welt sein wird. Wenn es der russländischen Linken gelingt eine positive Antwort auf diese Herausforderung zu finden, so wird dies über die Grenzen dieses Landes hinaus auch für uns Bedeutung haben.

Di 25.07.06 20:00 Uhr Film und Vortrag

Polnische Lebensarten

Eine Veranstaltung von Herrn Popescu und LAIKA – *the first dog in the sky*

Es war nie einfach, in Polen homosexuell zu sein. Seitdem das Land einen neuen Präsidenten hat, jagt eine Hetzkampagne auf Schwule und Lesben die andere.

Die neue polnische Regierung propagiert, dass Homosexuelle die polnische Lebensart bedrohen und aus dem öffentlichen Leben zu verschwinden haben, bzw. dass man sie sogar in Umerziehungslager stecken sollte. Die Schwulen und Lesben waren eines ihrer Lieblingsthemen im Wahlkampf. Die Konservativen wissen, dass die Abneigung gegen Homosexuelle tief verankert ist im katholischen Polen. Es ist ein einfaches Spiel.

Gezeigt wird ein Film zum Thema Homophobie in Polen und es gibt ev. einen Bericht von der Gleichheitsparade (Parada Równosci) am 10. Juni 2006 in Warschau.

Manele Way of Life

Ab und zu, kommt es vor, dass sich auch Leute aus Westeuropa längere Zeit nach Rumänien verirren. GALUSCA sprach mit Helene aus Lille in Frankreich, sie lebt zur Zeit in Craiova im Südwesten Rumäniens

Was machst du eigentlich hier?
Ich studiere im Socrates-Erasmus Programm an der Universität in Craiova.

Wie bist du dazu gekommen gerade ins „grässliche" Rumänien zu gehen?
Es gab eigentlich keinen wirklichen Grund. Ich wollte nach Rumänien, weil es ein frankophones Land ist (ich merke jetzt, dass es hier ganz schlecht mit Französisch ist) und mich das wegen meiner Studien interessiert hat.
außerdem will Rumänien in die EU, und ich wollte selbst sehen, was die Probleme dabei sind und letztendlich wollte ich auch in ein ex-kommunistisches land, um die Konsequenzen dieser Periode mitzukriegen.

Was hat sich dadurch unmittelbar in deinem Leben verändert?
Mhm, schwer zu sagen ...die Sprachveränderung, was am Anfang nicht leicht ist, die andere Umwelt, also die Umgebung, mit den vielen Blockbauten hier ... das war ein komischer Eindruck am Anfang. Was mir auch sehr strange vorkam, war, dass viele Dinge hier einfach schon so eine Art zweites Leben führen, z.B. alte Straßenbahnen aus Deutschland und den Niederlanden auf den Straßen, ha ha ha. [1] Auch die Leute waren eine Umstellung für mich. Ich meine, es ist schwer zu verstehen, wie die rumänische Gesellschaft funktioniert.
Speziell in Oltenia, erst fährt ein Dacia 1300 vorbei, dann ein großer BMW und danach kommt ein Pferdewagen. Das soziale Gefüge ist ein bisschen komliziert.
Auf der anderen Seite, mein tägliches Leben ist besser hier. Ich meine, ich mache und geniesse hier mehr Dinge als in Frankreich, was sicherlich auch einfach am Geld liegt.

Fühlst du dich gut hier?
Ich fühle mich gut hier, weil ich viele nette Leute treffe; andere Ausländer, die meist aus den selben Gründen wie ich hier sind, und mit RumänInnen, mit denen ich über ihr Leben hier sprechen und diskutieren kann.
Das heißt ich hab mich natürlich auch entschlossen hierher zu kommen, um Einheimische zu treffen.
Das ist hier leichter, als zum Beispiel in Spanien und Italien ... es ist eine sehr große Bereicherung mit den Leuten zu sprechen, was mich selbst auch offener macht.

Es gibt aber sicherlich auch ärgerliche Dinge? Was frustriert dich hier am meisten?
Am meisten ... schwer zu sagen... Ich würde sagen, der Fakt, dass Rumänien in die EU will ... ich kann mir das absolut nicht vorstellen. Da sind so große Unterschiede zwischen den Leuten hier und im Westen; die Löhne, die Arbeitsbedingungen etc... Wenn ich mir vorstelle, ich würde hier in demselben Lebensstandart wie in Frankreich leben, d.h., als jemand aus der Mittelklasse, das ist einfach unvorstellbar für mich. Der Unterschied zwischen rumänischer und französischer Mittelklasse ist so enorm und ich frage mich, ob sich mit dem EU-Beitritt so viel für diese Leute hier ändern wird. Werden die dann wirklich ein besseres Leben haben?

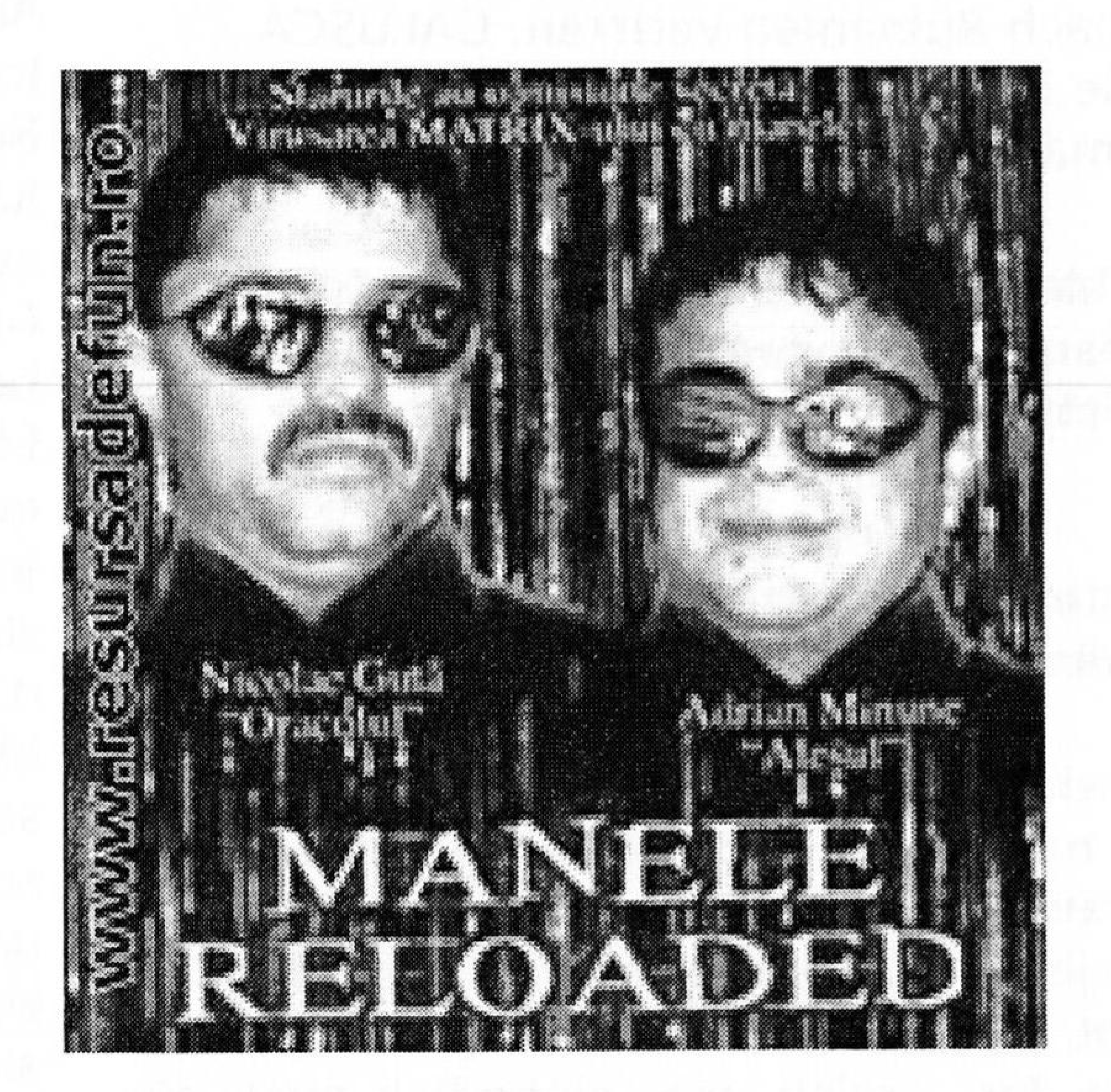
Was magst du hier?
Führ mich ist das Leben hier ziemlich leicht. Ich kann Bars, Restaurants und Reisen mehr genießen, als in Frankreich und das ist als Studentin schon was Besonderes.
Ich mag wie die Leute hier sind. Ich weiß nicht - ziemlich schwer zu beschreiben. Zum Beispiel ist es für mich ein Vergnügen auf dem Markt einzukaufen und dabei die einfachen Leute zu beobachten.
Das klingt jetzt sicher ziemlich einfach... Was ich auch mag, ist, dass in diesem Land jederzeit alles möglich ist. Es kann jederzeit irgendwas Komisches passieren und du kannst jeden Moment

unvorhersehbare Begegnungen mit Leuten haben. Es ist ein Land der Überraschung und der Spontanität.

Was ist für dich typisch osteuropäisch oder rumänisch?
Ich finde, dass die Leute hier ziemlich gut in der Lage sind, mit dir in Kontakt zu treten, weil sie auch eher englisch reden. Vielleicht sage ich das auch, weil wir in Frankreich so sehr dafür bekannt sind, keine Fremdsprachen zu sprechen, aber ich finde, dass die Leute hier, sich mehr als die WesteuropäerInnen bemühen, auch andere Sprachen zu sprechen. Sogar wenn du dich bemühst Rumänisch zu reden, antworten sie dir als AusländerIn auf Englisch. Wir im Westen sind außerdem ständig bemüht, dass alles seinen rechtmäßigen Gang geht und wir machen uns ständig Gedanken über, was erlaubt ist und was nicht. Hier läuft es so, dass es meistens egal ist, was das Gesetz sagt. Was auf dem Papier steht, ist noch lange nicht Realität. Das ist echt typisch rumänisch.
Für junge Leute ist es ziemlich typisch, dass sie alle diese Mentalität, irgendwo anders hingehen zu wollen, haben. Jede Familie hat jemanden, der irgendwo anders, in Italien oder Frankreich oder sonst wo lebt.
Ich denke eine Menge Dinge sind hier anders, aber so ist es nun mal und es ist ja nicht alles schlecht.
Eh ichs vergesse: sehr wichtig hier ist auch der „Manele Way of Life" [2]

Was vermisst du von zu hause?
Eigentlich nichts weiter außer meiner Familie und meinen Freunden ... und ... na ja, ein Auto, um nicht so viel Zeit im Zug zu verschwenden.

Hast du zwischendurch auch mal das Gefühl, alles hinschmeißen und abhauen zu wollen?
Das ist mir nur zweimal passiert, in so Momenten, wenn du an deine FreundInnen denkst oder die Scheiss-Banken es mal wieder nicht hinkriegen sich zu koordinieren. Ich glaube als ich mal durch das Roma-Wohngebiet gelaufen bin, bin ich auch so drauf gekommen... Aber ich lebe noch, man überlebt solche Phasen.
Es ist gut auch mit anderen AusländerInnen zusammen zu sein, weil man sich dann gegenseitig beistehen kann



Was denkst du, wirst du vermissen, wenn du mal nicht mehr hier bist?
Vor allem die Leute, die ich hier kennen gelernt habe! Das Ambiente, all die kleinen Dinge aus dem täglichen Leben, die sich so sehr von meinem Leben in Frankreich unterscheiden ... billiges Bier, ha ha ha ... Ich werde auch das Rumänisch vermissen. Hoffentlich werde ich ein paar RumänInnen in Frankreich kennen lernen und mit ein paar Leuten von hier in Kontakt bleiben.

Wie gehts danach in deinem Leben weiter? Hat dich die Zeit hier in deinen Zukunftsplänen beeinflusst?
Ich würde gern Französischlehrerin für AusländerInnen sein. Das bewahrt mir ein bisschen das Feeling vom Unterwegssein. Ich würde schon sagen, dass Rumänien mich beeinflusst hat, weil es mich ermuntert hat noch andere Osteuropäische Länder zu sehen. Nächstes Jahr gehe ich eventuell in die Ukraine...

Vielen Dank fürs Gespräch...

[1] Die Leipziger Verkehrsbetriebe haben vor ein paar Jahren ausgemusterte TATRA-Strassenbahnen u.a. nach Craiova verkauft, und damit die Verschrottungskosten gespart. die Leipziger Volkszeitung hat sich damals nicht entblödet, das ganze wie eine selbstlose Spendenaktion abzufeiern.
siehe auch:
www.leipziger-nahverkehr.de/galerie_rumaenien.html

[2] Manele ist rumänische Musik mit vielen volkstümlichen Elementen. Die Texte sind meist primitiv und handeln von Feindschaft, Neid, schnellverdientem Geld, protzigen Autos, Mobiltelefonen, Saufgelagen und Machogehabe, zum Teil aber auch von Liebe und dem Sinn des Lebens

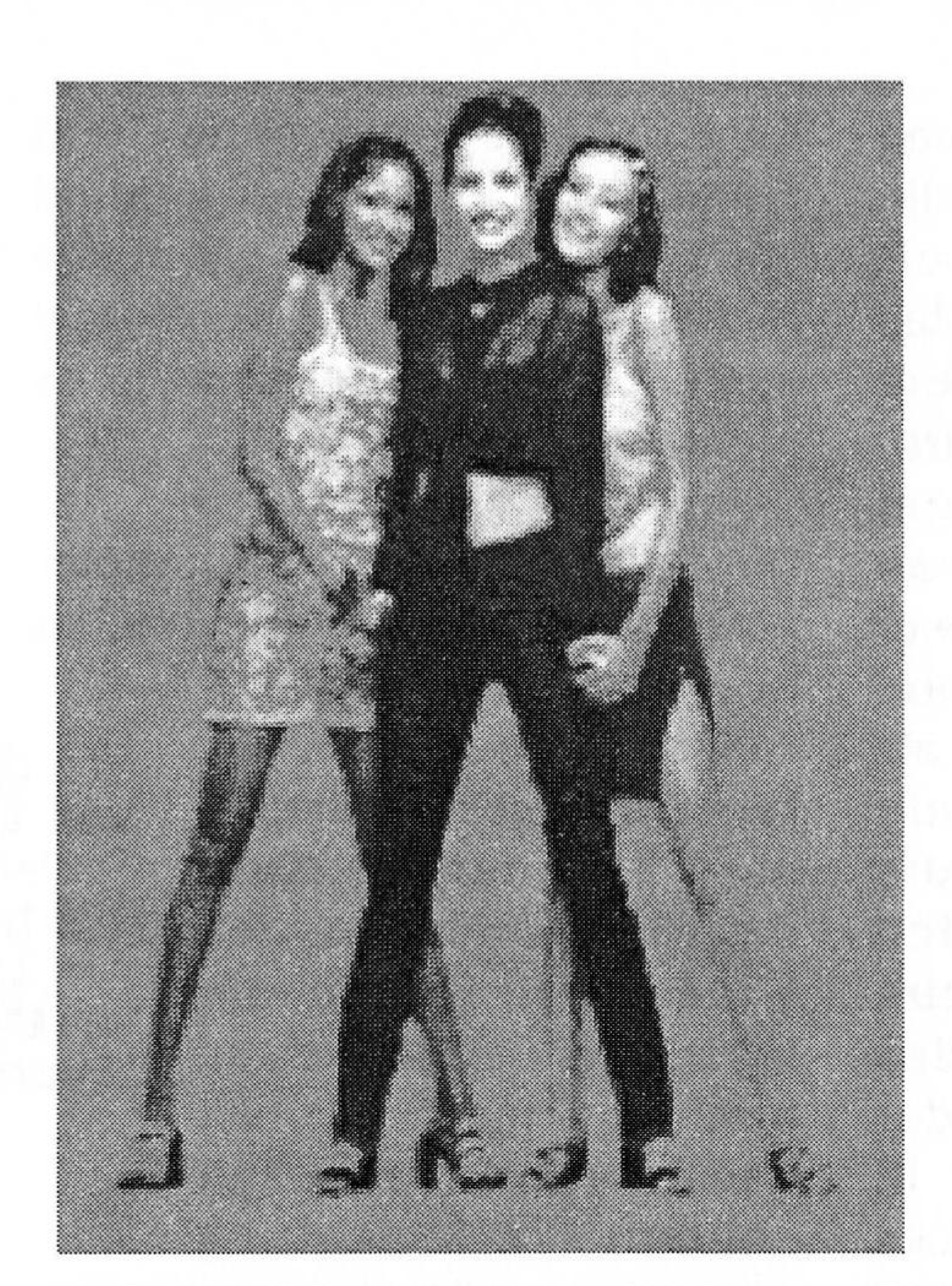
Auf zartbeseitete „Intellektuelle" wirken die Texte, die teils von einfacher Sprache, teils von grammatikalischen Fehlern geprägt sind, seltsam und fremd. Daher wird der Stil von Nicht-Anhängern auch als „minderwertig" empfunden.

Adlerhorst der Adlersöhne

Im Folgenden dokumentieren wir einen Artikel über das Leben, die Politik und die Perspektiven in der Balkanrepublik Albanien - von ACHIM ENGELBERG.

Baustellen, die wie Ruinen aussehen, und Bauruinen, die wie Baustellen wirken; chaotischer Verkehr mit allem, was Benzin frisst, und riesige Müllberge einer importierten Konsumwelt – der Himmel muss nicht wintergrau sein und niedrig hängen und nur einen schweflig gelben Lichtstrahl durchlassen, um die Vorstädte Tiranas zu dramatisieren. Immer wieder erlebt man die unglaublichsten Szenen: Wie überall im Land der Skipetaren nehmen Menschen und Tiere ihren Weg auf den Schienensträngen eines zusammengebrochenen Eisenbahnsystems, weil überlastete, autowrackgesäumte Straßen gern gemieden werden.

Das Ende eines geregelten Schienenverkehrs geht zurück auf den „Pyramidenskandal", jene skurrile Spekulationsblase, die 1997 Hunderttausende Albaner ruinierte und das Land über Nacht in bürgerkriegsähnliche Zustände stürzte. Der überschäumende Volkszorn zerstörte Bahnhöfe, Banken und Büros und verebbte erst, als die in den Skandal verwikkelte Regierung des Präsidenten Sali Berisha verschwand. Mit Hilfe der internationalen Gemeinschaft, an deren Tropf Albanien noch immer hängt, gelang es den zu Sozialisten mutierten Ex-Kommunisten, das Land zu konsolidieren. Seither sind Schienenstränge neuen Bestimmungen unterworfen. Am Rande Tiranas lässt eine Lehrerin ihre Schulklasse in Zweierreihen auf den Bohlen antreten, und eine Frau zieht ihre Kuh an den Schülern vorbei. Neben den Schienen, auf löchrigem Asphalt, fahren Limousinen mit dem Stern auf der Kühlerhaube, manche haben noch deutsche Kennzeichen, ihnen folgen altersmüde Busse, auf denen Odol-Werbung aus den sechziger Jahren verblasst. Komplettiert wird das Stillleben durch Edel-



jeeps wie aus einem Mafiafilm und die Schlachtung von Kühen und Schafen direkt am Straßenrand. Blut fließt auf die Piste, dreht sich ein Autoreifen durch die Lache, spritzt eine Fontäne auf den Fußweg und darüber hinweg.

Das Aschgraue vertreiben

Tirana bedeckt auch im Winter ein dichter Staubteppich, der sich bei Nässe in Schlamm verwandelt. Ein feiner Nieselregen fällt, während der Psychologieprofessor Dhori Karaj durch das Zentrum der Kapitale führt. Er spricht leise und sehr artikuliert, in seinem eleganten schwarzen Anzug würde er in keiner Abendgesellschaft auffallen, wohl aber in den einfachen Schenken am Straßenrand. Karaj zeigt auf bunt bemalte Häuser - so versuche der dynamische Bürgermeister Edi Rama, „das Aschgraue" aus der Stadt und den Köpfen der Menschen zu vertreiben. Er selbst bestimme die Farbgebung. Diese Imagekampagne für Tirana, die vom rigorosen Abriss illegaler Bauten im Zentrum begleitet wird, zeigt Wirkung. Dennoch scheint noch nicht entschieden, ob nur Fassadenkosmetik betrieben oder ein Signal zum Aufbruch gegeben wurde - Professor Karaj ist skeptisch.

Wir laufen weiter, vorbei am großen Skanderbeg-Platz mit Oper, Moschee und Nationalmuseum, wo eine Gebäude-

malerei prangt wie Enver Hoxha sie liebte. Als vor einiger Zeit Mutter Teresa, die heute wohl berühmteste Albanerin, auf dem Petersplatz in Rom vor einer ergriffenen Menge durch den Papst heilig gesprochen wurde, gab es in Albanien einen gesonderten Feiertag. Ob allerdings die christlichen Wertvorstellungen der Mutter Teresa hier am Platze wären, darf bezweifelt werden, wenn sogar Bürgermeister Edi Rama meint, selbst Jesus hätte den Versuchungen in der Verwaltung dieser Stadt nicht widerstanden.

Es ging immer um alles

Professor Karaj führt in ein Restaurant. Pianomusik, gute Weine, italienische Küche, Kellner, die distanziert und höflich wie Butler bedienen. Nur der Schlamm an unseren Hosen erinnert an verbrauchte Straßen und fehlendes Trottoir draußen vor der Tür. In dieser Gegend der Ismail Qemali reiht sich eine Bar an die andere. Die Besucher sind oft sehr jung, wie überhaupt das Durchschnittsalter in diesem Land mit 26 Jahren für europäische Verhältnisse extrem niedrig ist. Es wird geflirtet, man zeigt Fleisch. Als die Eltern dieser Teenager jung waren, galt schon ein Kuss in der Öffentlichkeit als anstößig. Was bedeutet ein solcher Wertewandel für die Familien? „Es spielen sich manchmal Dramen ab" meint Karaj, „weil viele Eltern das freizügige Leben ihrer Kinder nicht akzeptieren können. In ländlichen Gegenden kommt es sogar zu Morden. Ich kenne drei Fälle - da haben Väter ihre Töchter getötet."

Ein paar Straßen weiter stehen wir wieder am Skanderbeg-Platz. In einer Ecke türmt sich ein Müllberg, in einer anderen leuchtet ein luxuriös eingerichtetes



Café hinter Springbrunnen und Palmenhain. Wo das Denkmal von Enver Hoxha war, gähnt das Nichts. Was diese Leere einmal ausfüllen wird - vorerst weiß es niemand.

Die Festung Kruja, 20 Kilometer nördlich von Tirana gelegen, ist der nationale Erinnerungshort der Albaner. Hier formierte der legendäre Skanderbeg Mitte des 15. Jahr-hunderts den Widerstand gegen die heran stürmenden osmanischen Truppen. Ismail Kadaré schuf daraus mit seinem Werk Festung einen der großen Kriegsromane, um Menschen wie in einer mythischen Sage als Titanen der Schlacht zu zeigen. Was der Reisende von der Festung Kruja heute sieht, sind die Ablagerungen verschiedener Epochen. Immer noch graben hier Archäologen, die beweisen wollen, dass an dieser Stelle das antike Albanopolis stand.

Wo das Denkmal von Enver Hoxha war, gähnt das Nichts. Was diese Leere einmal ausfüllen wird – vorerst weiß es niemand

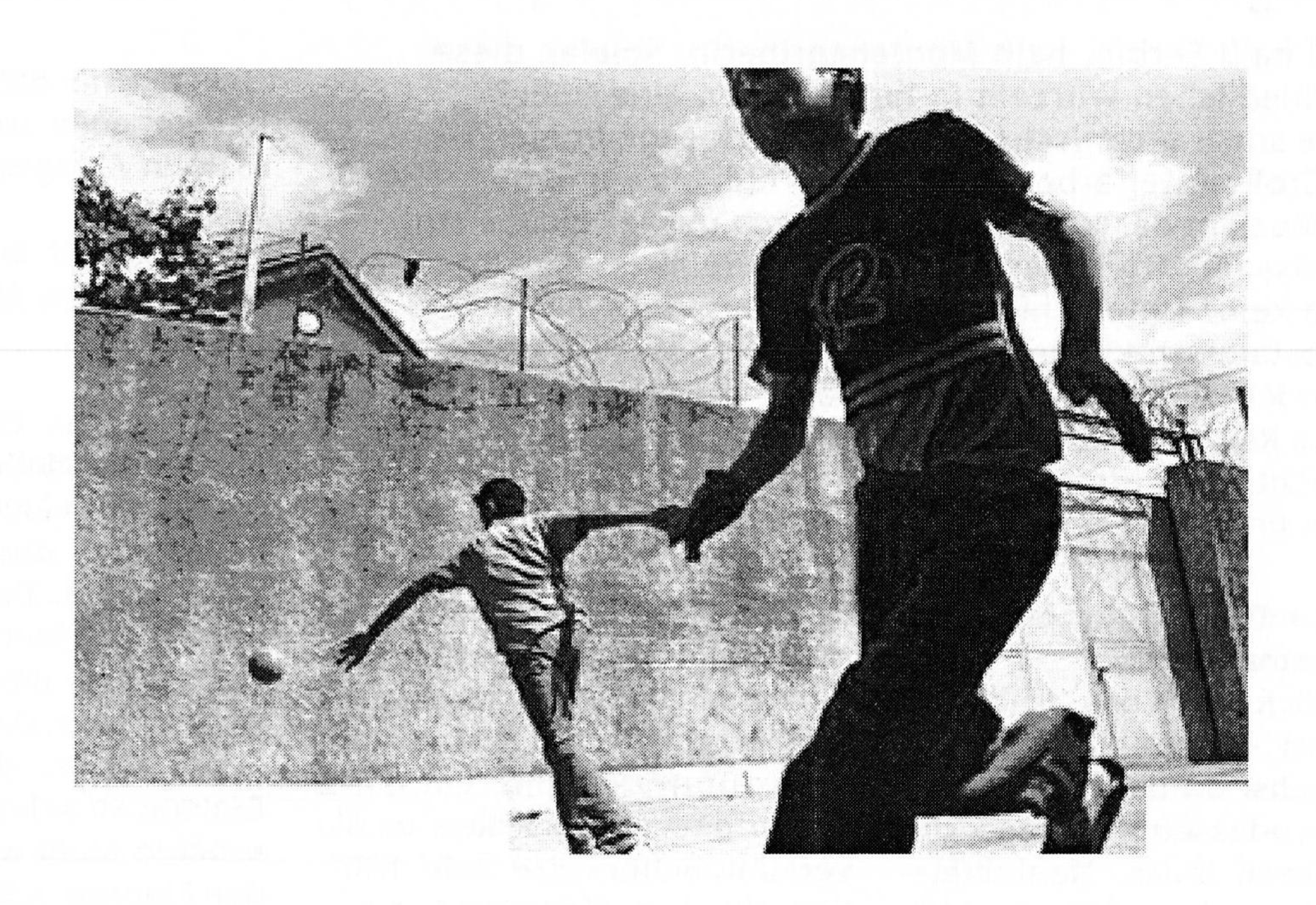
Als Pranvera Hoxha, die Tochter des 1985 verstorbenen Diktators, En-de der siebziger Jahre begann, die Anlage zu restaurieren und auszubauen, war der Auftrag klar: Die Partei der Arbeit Albaniens (PdA) bekennt sich zur Nationalges-chichte des albanischen Volkes. Der Kampf gegen die Türken und die „Liga von Prizren", die 1878 die Unabhängigkeit ausrief und erfahren musste, wie sie von den europäischen Großmächten noch im gleichen Jahr auf dem „Berliner Kon-greß" annulliert wurde, galten als Vorbild unerschütterlicher Selbstbehauptung gegen allerlei „Verräter- und Schurkenstaaten", die nach Lesart der Staatspartei das Land bedrohten.

Ansonsten scheint ein nach 1991 vorherrschender Drang zur Abrechnung mit dem alten Regime verflogen zu sein. Pranvera Hoxha und der Rest ihres Clans leben unbehelligt in Tirana und gehen dort - wie viele aus der einstigen Nomenklatura - ihren Geschäften nach. Der von Pranvera errichtete Museumsneubau beherbergt weiterhin schwülstig-martialische Heldendarstellungen, die Arno Breker gefallen hätten. Schulklassen werden noch immer durch die Säle geschleust, ihre Augen können sich erst wieder erholen, wenn die Aussichtsplatt-form erreicht ist: Dort ragt an einer Seite steil ein Felsen empor, während die andere den Blick über eine weite Ebene

freigibt, bis hin zum Adriatischen Meeresstrand. Es wird verständlich, weshalb die Albaner einen doppelköpfigen Adler auf ihrer Nationalflagge haben, denn wie ein Adlerhorst liegt Kruja in der Mitte eines gewaltigen Felsareals.

Familienbande

Der Bauunternehmer und der Importeur sind die beiden wichtigsten Unternehmer Albaniens. Besnik Nuredini lädt in die mondäne Klasik Bar. Einen albanischen Cognac gibt es nicht, aber eine ansehnliche Galerie aus schottischem, irischem und amerikanischem Whisky winkt herüber. Besnik ruft seinen Sohn Andi zu sich, der das Restaurant betreibt, dann einen zweiten Sohn, der gerade Medizin studiert. Dazwischen erzählt er von seinen Projekten. Eines davon war der Ausbau dieser Bar, die sich in der ehemaligen Residenz von Enver Hoxha befindet (Ismail Qemali, Vila 31/1).
Besnik zählt zu den Familienoberhäuptern Tiranas, die als Männer um die 40 den Fall des Kommunismus erlebten, als Unternehmer ihr Glück suchten und jetzt ihre Söhne und Töchter günstig unterbringen.
Beispielsweise heißt der regionale Radiosender von Vlora Sechs plus Eins, weil der dortige Oligarch sieben Kinder hat, eines von der ersten, sechs von der zweiten Frau. Die Nachkommen betreiben ein kathedralenartiges Einkaufs- und Bürozentrum, in



dem sich Restaurants, Banken und Geschäfte befinden.
Einige der reich gewordenen Importeure investieren das Geld in eigene Fabriken. Agron Haxhiraj etwa importierte jahrelang Bier aus Italien und hält jetzt eine eigene Brauerei, die Biera Norga, die im Januar mit 100.000 Hektolitern im Monat die Produktion aufnahm und für 30 der höchst selten gewordenen industriellen Arbeitsplätze sorgte. Wenn der mit seinen schweren Händen bäuerlich wirkende Agron durch seinen Betrieb mit den schwarzen Ledergarnituren und gediegenen Büromöbeln führt, passiert man auch eine Wand mit Uhren, die anzeigen, wie spät es in New York und Tokio ist, in Los Angeles und London, in Sydney und natürlich im heimatlichen Vlora.

Sehnsucht nach dem Westen

Albaniens Blick ging und geht gen Westen. Die 20 bis 30 Jährigen träumen von Italien, dem Sehnsuchtsland vieler Albaner. Der Weg in die EU erscheint der einzig gedeckte Wechsel auf die Zukunft, bei der Frage, wann und wie er einzulösen sein wird, schwanken viele zwischen Euphorie (höchstens noch zehn Jahre!) und Resignation (Demokratie in einer Clangesellschaft ist unmöglich!). Wenn man bedenkt, dass noch vor 15 Jahren Privatautos verboten waren, dann hat sich vieles verändert. Nur lebt Albanien heute fast ausschließlich von Importen, greifen mafiotische Familienclans nach der Macht, sind Eruptionen wie 1997 durchaus wiederholbar - mit Konse-

«Ich weiß nicht, was Freiheit ist»

Ein Gespräch mit der Belgrader Autorin Milena Markovic über die Generation der 30-Jährigen und über ihr Stück «Schienen» («Tracks») - von BRANKA SCHALLER

Sie sind halb Serbin, halb Montenegrinerin. Spielen diese unterschiedlichen Wurzeln in Ihrem Leben eine Rolle?
Ich habe sogar albanisches Blut in mir! Ich sage immer, meine Großmutter arbeitete auf dem Feld, als ein netter junger Moslem des Weges kam ... Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass hier irgendjemand ethnisch «rein» ist. Es gibt ohnehin keine Unterschiede zwischen den Völkern. Ich will nicht nostalgisch klingen, aber Jugoslawien war für uns immer noch die beste Periode und auch die einzige Lösung für diese Region. Außerdem hat der Vielvölkerstaat ermöglicht, dass diese kleinen Kulturen bewahrt werden konnten und sich entwickelten.

Ist kulturelle Identität ein wichtiges Thema für Sie?
Mein Stück «Pavillons» trägt den Untertitel «Woher kommst du, wohin gehst du und was gibt es zum Abendessen?» – Dinge, die man wissen muss. Mentalitätsdiskussionen interessieren mich nicht, das ist so, als ob man über Horoskope redet. Wenn ich eine Figur entwickele, komme ich ja auch nicht auf die Idee, mich zu fragen, welches Sternzeichen sie sein könnte. Wenn man über Nationalitäten sprechen möchte, sollte man lieber über Zivilisationen sprechen.

Das heißt, Sie fühlen sich als Weltbürgerin?
Jüngere Künstler aus Serbien befürchten oft, dass sie aufgrund ihrer Herkunft beurteilt werden, weshalb sie versuchen, europäischer zu sein als die Europäer. Diese Sorge teile ich nicht, ich bin Internationalistin, so bin ich erzogen worden.

Ist das nicht eine Haltung, die man sich nur unter bestimmten Voraussetzungen leisten kann?
Die Menschen hier waren über vierzig, fünfzig Jahre ein gutes Leben gewöhnt, so dass es sie verständlicherweise sehr trifft, nun einen so niedrigen Lebensstandard zu haben. Für sie ist es wahrscheinlich schlimmer als für Leute, die von jeher an Armut gewöhnt sind. Solange mächtige Staaten kleinere, schwächere Länder kontrollieren wollen, wird auch ein kleiner Teil der Menschheit gut leben, während die meisten arm sind.

Wie würden Sie Ihre Arbeit als Schriftstellerin beschreiben?
Schwierig! Ich habe drei Stücke und zwei Lyrikbände verfasst und kann meine eigenen Texte schwer beurteilen oder verteidigen. Ich war ein Sprachfreak, ein Fan von Dylan Thomas. Ich verehre Marija Zwetajewa, ich kann ihr Herz in ihren Versen schlagen hören. Überhaupt liebe ich russische Poesie, vor allem die des frühen 20. Jahrhunderts. Auch Walt Whitman, Ezra Pound! Mein eigener Stil ist gekennzeichnet von einer so deutlich vereinfachten Alltagssprache, dass sie dadurch
artifiziell wird. In meinen Dramen suche ich eine ähnliche Form der Einfachheit.

Liegt Ihrem Schreiben eine bestimmte Methode zugrunde?
Ich denke in kleinen Netzen, aus denen sich das Gerüst meiner Texte ergibt. Dabei beginne ich immer mit einer Emotion, einem Gefühl, um das herum ich die Netze spinne. Dann versuche ich, kurze, reine, dabei poetische Dialoge zu schreiben. Ich unterscheide nicht wirklich zwischen den Figuren, während ich schreibe, das mache ich später, und sehe anhand des Sprachstils, wer spricht.

Die Dialoge in «Schienen» sind nicht nur rein und poetisch, sondern auch sehr trocken – die Figuren gehen nicht gerade zimperlich miteinander um.
Das mag sein – aber es ist nicht zynisch gemeint. Ein Beispiel aus meinen jüngsten Kino-Erfahrungen: Fatih Akins «Gegen die Wand» hat mich begeistert, Tarantinos Filme mag ich hingegen nicht. Ich möchte nicht dabei zusehen, wie ein Mensch ohne Würde stirbt. Die Form ist rebellisch, der Inhalt aber nicht. Drei Jungen und der Krieg

Würden Sie sagen, dass die Figuren in «Schienen» Würde haben?

Ja, jeder, der zu echten Emotionen fähig ist, hat Würde. In «Schienen» versuche ich, die Geschichte dreier Jungen zu erzählen, vor, während und nach dem Krieg. Ich habe sie abstrakt gehalten, den Held, das Ekel und den Depp. Ich versuche, kleine Momente aus dem Leben dieser verlorenen Jungen zu zeigen, die sie verändert haben.

Ich hing noch mit Punks in London herum, da kamen plötzlich die Sanktionen, und die Jugend wusste nicht mehr, was sich auf der anderen Seite des Vorhangs abspielte

Nur über das Gefühl. Daraus kann man die Sicht auf eine ganze Generation ableiten. Zugleich habe ich versucht, die drei so abstrakt wie möglich zu halten, weil ich ihre Jugend, ihre Leidenschaften und ihre Manipulierbarkeit darstellen wollte, ihre Unschuld und ihre Ängste. Es sollte so wirken, als ob es sich überall auf der Welt abspielen könnte. Das gilt auch für die weiblichen Rollen, die alle «Möschen» heißen und möglichst von einer Schauspielerin gespielt werden sollten.

Ist «Schienen» auch ein Stück über das Verhältnis zwischen Männern und Frauen?
Es geht um Liebe, nicht um Sexismus. In der ersten Geschichte möchte «Möschen» um jeden Preis Teil der Jungsclique sein; in der zweiten ist sie eine Frau um die dreißig, kein Opfer, aber sehr liebesbedürftig. Ja, es geht im Grunde um Missverständnisse. Die einzige wirkliche Liebe im Stück ist diejenige zwischen dem Helden und dem Ekel, eine freundschaftliche, keine homoerotische Liebe.

Es gibt verschiedene Schlussfassungen von «Schienen».
Die Aufführungsfassung unterscheidet sich vom gedruckten Text. Es gibt nur die beiden Figuren, die sich einer sehr merkwürdigen, obszönen Sprache bedienen, doch ich ziehe letztlich ein poetisches Ende vor.

Was also ist das Spezifische dieser jungen Generation?
«Schienen» handelt von meiner eigenen Generation, Menschen, die um 1990 Teenager waren. Diejenigen, die zwischen 1968 und 1970 geboren sind, hatten noch Möglichkeiten; viele gingen in Ausland. Später waren die Kids isoliert, sie blieben in Serbien, schauten aber MTV. Ich hing noch mit Punks in London herum, da kamen plötzlich die Sanktionen, und die Jugend wusste nicht mehr, was sich auf der anderen Seite des Vorhangs abspielte.

Wofür stehen die «Schienen»?
Es gibt einen sehr morbiden, sentimentalen New-Wave-Song von Gary Nyman and the Tubeway Army, der «Tracks» heißt. Das trifft so die Stimmung des Stücks.
Schienen stehen für mich auch für die Vorstädte, die Peripherie. Und an der Peripherie befindet sich auch mein Land. An der Grenze. Schienen bedeuten für mich persönlich aber auch Sicherheit, denn wenn ich zwischen den Schienen lief, war ich weit genug von den Häuserreihen entfernt und wusste, dass mich niemand überfallen und ausrauben würde.

Und was hat Ihre Generation jetzt zu erwarten?
Was ist ein 40-jähriger Arbeiter wert auf dem Markt? Die Infrastruktur ist zusammengebrochen, die Wirtschaft ebenfalls, vor allem nach den Bombardierungen. Diese ökonomische Misere ist das Schlimmste. Die Situation in Bosnien und Kroatien ist nicht viel besser, und die ausländischen Truppen werden nicht noch hundert Jahre dort bleiben. Die Mittelklasse existiert



nicht mehr, und am übelsten trifft es in Übergangsländern wie unseren die Arbeiter. Und dabei sprechen wir noch nicht mal über die Frustration angesichts der ungeklärten territorialen Fragen! – Ich selbst habe Glück, bin mit Perspektiven aufgewachsen. Ich bin eine ziemlich erfolgreiche Autorin, mein Partner (Oleg Novkovic) ist ein ziemlich erfolgreicher Filmregisseur. Doch jedes Mal, wenn wir ein neues Projekt beginnen, fangen wir wieder ganz von vorn an.

Woran arbeiten Sie zur Zeit? Werden Sie Ihre Zusammenarbeit mit dem Jugoslawischen Nationaltheater fortsetzen?
Ich hoffe, dass das JDP an meinem nächsten Stück interessiert sein wird, weil es das wichtigste Theater in Belgrad ist und meine beiden ersten Stücke dort sehr erfolgreich laufen. Außerdem habe ich ein Drehbuch für Oleg Novkovic beendet und warte nun auf den Film, weshalb ich die Arbeit an meinem Drama zurückgestellt habe. Darin versuche ich, eine sehr radikale Geschichte über Gewalt und Manipulation, Einsamkeit und Liebe zu erzählen, wobei ich auf bekannte Märchen zurückgreife.

Wohin bewegt sich die serbische Szene im Moment?
Es gibt Geld für das Theater, denn was Produktions- und Personalkosten angeht, ist es immer noch wesentlich billiger als der Film. Außerdem begleitet das Theater weiterhin eine kulturelle Aura, die jeden Politiker, der es unterstützt, gut aussehen lässt – egal, welcher Couleur. Es gibt hier jedoch kaum noch Leute, die wirklich über die Qualität eines Stücks urteilen können. Das gilt für die gesamte Region. Viele Karrieren beginnen im Ausland, wo es eine viel größere Szene gibt. Unserer Szene fehlt der Kompass.

Ermöglicht das Fehlen eindeutiger Kriterien nicht vielleicht auch mehr Freiheit?
Nein, es gibt lediglich die künstliche Freiheit des Markts. Wenn man das Etikett «radikaler Künstler» trägt, ist man bereits Teil der Entertainment-Industrie. Ich weiß nicht, was Freiheit ist. Nur ein anderes Wort dafür, dass man nichts zu verlieren hat, vielleicht. So heißt es doch in diesem Song.

Milena Marcoviæ wurde 1974 in Belgrad geboren und studierte an der Fakultät der Dramatischen Künste der Universität Belgrad. Sie debütierte als Dramatikerin mit „Pavillons oder Wohin geh ich, woher komm ich und was gibts zum Nachtmahl".
Vor seiner Uraufführung am Jugoslawischen Dramatischen Theater in Belgrad (2001) war das Stück im Jahr 2000 in Wien im Rahmen eines Stücke-Wettbewerbs für Autoren aus Ex-Jugoslawien in einer Lesung vorgestellt worden. Dabei gewann es den Spezialpreis. Inzwischen ist es auch in Skopje und Ljubljana gespielt worden.
Ihr Stück, „Schienen", wurde am Jugoslawischen Nationaltheater Belgrad uraufgeführt und bei der Biennale Wiesbaden präsentiert.
Ihrem ersten Lyrik-Band von 2001 (der inzwischen bereits die dritte Auflage erlebte) folgte ein zweiter, „Die Wahrheit kopuliert". Milena Marcoviæ schreibt außerdem Film- und Fernsehkritiken und sowie Film-Dialoge. Sie war Jurorin für das XXXV. Internationale Theaterfestival BITEF 2001 in Belgrad.

Reiz der Fiktion

Kevin Vennemans Roman „Nahe Jedenew" – VON GEORG KASCH

Was tun, wenn man tagelang in einem Baumhaus ausharrt, in der Hoffnung, von den marodierenden Bauern und Soldaten nicht gefunden zu werden? Wenn man keinen Laut von sich geben darf und dennoch Schreien möchte vor Wut und Trauer? Wenn die Realität unerträglich und aussichtslos ist? Der Roman Nahe Jedenew von Kevin Vennemann beginnt mit dem Satz: „Wir atmen nicht." Zwei Schwestern, Anna und die Erzählerin, flüchten vor einem Pogrom. Im Baumhaus ihrer Kindheit versuchen sie, sich zu verstecken. Sie haben miterlebt, wie ihre Schwägerin und ihre Nichte ermordet wurden. Auch der Bruder ist tot, der Vater verschollen. Da die Gegenwart ein einziges unerträgliches Schockerlebnis geworden ist, ziehen sich die Mädchen in sich selbst zurück, in ihre Erinnerung, ihre Geschichten. Ein verzweifelter Schöpfungsprozess beginnt: „Wir denken uns Geschichten aus, alles was bei uns nahe Jedenew passiert, ist eine Geschichte, und wenn nichts passiert, denken wir uns etwas aus."

Sie versuchen, sich in einer halbfiktiven Vergangenheit, einem Sehnsuchts- und Kindheitsort nahe dem Dorf Jedenew, in einer Normalität einzurichten, in der die kleinen Dinge für Glück und Schmerz verantwortlich sind. Das gelingt nur für Momente. Immer wieder werden die Mädchen in die Gegenwart zurückgeholt: „Sie wacht auf von dem schweren Motorengeräusch des vorfahrenden Fahrzeugs. Sie erhebt sich, und wir sehen vom Baumhaus aus zu, wie die Soldaten beginnen, das wenige, was von Wasznars brennendem Hof übrig bleibt, zu löschen, vermutlich, damit das Feuer nicht auf den Wald übergreift und nicht auf unser Haus, das sie noch brauchen, Anna sagt: Wieviel sich verändern kann in nur wenigen Augenblicken." Und schon sind die beiden wieder in der Vergangenheit, als „unser Holzsteg noch unser Holzsteg ist und unser Haus noch unser Haus".

Aus dieser wiederholten Flucht in eine Gedankenwelt ergibt sich die faszinierende Struktur des Romans. Periodisch werden Begebenheiten der Vergangenheit zitiert, geradezu beschwörend kreisen die Protagonistinnen um zentrale Ereignisse, entfaltet sich ein musikalisch-rhythmischer Reigen von Thema und Variation. Vennemann nutzt diese Matrix, um auf sprachlich beeindruckendem Niveau zu verstören. Dissonant bricht immer wieder die Gegenwart in das Erzählen und wiederholt den Schock in neuen Unsäglichkeiten. Das synergetische Aufeinandertreffen von scheinbar völlig unterschiedlichen und zeitlich getrennten Ereignissen im gemeinsamen Präsens und an denselben Orten markiert den grundlegenden Bruch, den die antisemitischen Ausschreitungen darstellen. Plätze wie der Steg oder das Baumhaus, die eben noch Spielraum waren, sind plötzlich Hinrichtungsstätten. Das mag sich nicht immer einfach lesen. Aber ein ungebrochenes Erzählen kann es im Angesicht der Katastrophe nicht mehr geben.

Kevin Vennemann, geboren 1977, aufgewachsen in Westfalen, hat bislang 2004 den Erzählband Wolfskinderringe veröffentlicht. Die Protagonisten sind meist jung und heutig, ihre Probleme nur bedingt existentiell. Sein erster Roman hingegen ist nicht nur ein artifizielles Sprachkunstwerk, sondern eine ebenso bewegende wie durchdachte Auseinandersetzung mit dem europäischen Judentum und seiner Vernichtung. Zwar verfährt der Autor mit historischen und geographischen Details sparsam. Dafür werden viele mit der jüdischen Assimilation und dem Antisemitismus konnotierte Elemente auf die Familie bezogen und in einen neuen Kontext gestellt. Bücher etwa übernehmen in der säkularisierten Familie, in der weder Chanukka noch Weihnachten gefeiert wird und Marians Konversion lediglich eine Stilfrage ist, die Rolle eines Heiligtums, und so ist es bezeichnend, dass in einer der vielen Vorlesesituationen der Familie einige der Bücher ins Wasser fallen und damit den Wendepunkt festhalten, „als Antonina eines Abends am letzten Abend zum Feldweg sieht und leise sagt: Sie kommen."

In dieser Bildungsbürgerfamilie wird viel gelesen und noch mehr erzählt. Die beiden zentralen Berichte im Text sind Entstehungsgeschichten. Der Vater schildert immer wieder eine fast todbringende Schlittenfahrt, die ihn zu seiner zukünftigen Frau führt (und die sich schließlich als fiktiv herausstellt). Sein Sohn Marian hingegen erzählt wiederholt von der Bussardjagd mit seinem Vorgesetzten, die es ihm ermöglicht, Antonina zu heiraten - Ausgangspunkt einer neuen Familie. Beide Episoden dienen der Selbstvergewisserung und sind bitterer Weise das einzige, was von ihren Protagonisten bleibt. Bis sich die Geschichten aus verschiedenen Bruchstücken im Bewusstsein des Lesers zusammengesetzt haben, weiß er längst, dass die Familienbildung keine Zukunft besitzt.

Mit Nahe Jedenew verhält es sich wie mit der Erzählung des Vaters: Sie ist nie so geschehen, sondern wurde von anderen Schicksalen, anderen Geschichten abgeleitet. Aber sie ist poetisch wahr. Am Ende, wenn auch die Existenz der Erzählerin vernichtet wurde, ist das Leben und Sterben der Familie für den Leser höchst gegenwärtig und greifbar geworden. Darin, nicht in der Genese, ähnelt der Roman den großen Texten W.G. Sebalds: Ihm gelingt, das Unfassbare der jüdischen Vernichtung für beklemmende Momente greifbar zu machen. Vennemanns rhythmische Variationen verstören, klingen nach und halten in Atem.

Roscher Rockers in Albanien - Teil 2

Zu den Hunden: In Tirana gibt es unglaublich viel davon, die sind alle Straßenköter und Klajd (ein Student) hat mir heute erzählt, daß vor ein paar Jahren eine Prämie von ca. fünf Euro für jeden abgeknallten Hund ausgesetzt waren. Diese Köter sind vor allem nachtaktiv und paaren bzw. bekläffen sich mit besonderer Vorliebe vor meinem Fenster. Das hat mich schon einige Male den Schlaf gekostet, weil es wirklich ziemlich viele sind, und da sie den ganzen Tag pennen und sich abends anknurren, haben sie nachts sowohl genug Energie als auch Zorn, um wie wahnsinnig herumzuschreien. Irgendwer hat mir erzählt, daß es auch mal Wölfe in Tirana gab (wieder vor ein paar Jahren), aber ich weiß nicht, ob ich das glauben soll. Die Quelle war dieselbe, die mir erzählt hat, daß sich während des Kommunismus die albanische Bevölkerung nahezu ausschließlich von Oliven ernährt habe.

Vorigen Samstag hab ich mir das Vergnügen gegönnt, den Tabellenführer der hiesigen Liga live zu beobachten. Ich war dort mit Ergys, dem Bibliothekar der Germanistik, der eingefleischter Fan vom SK ist und mit Klodian, der sich eigentlich weniger für Fußball interessiert, und der, glaub ich, nur mitkam, weil er durch Gespräche mit mir sein Deutsch verbessern will. Da er mich aber kaum zu Wort kommen läßt, bin ich mir nicht sicher, ob er sein Deutsch wirklich verbessert. Das Stadion, dessen Namen ich leider vergessen habe, ist nach einem albanischen Volkshelden benannt, der irgendwann von Enver Hoxha umgelegt wurde, Ergys meinte, es gehe das Gerücht um, daß er was mit einer der Frauen Hoxhas hatte und deshalb sterben mußte. Da es recht regnerisch war, wie die meiste Zeit hier (It always rains in Mid-Albania), mußten wir uns Eintrittskarten kaufen, und nicht wie sonst üblich, einfach den Polizisten am Eintritt schmieren. Das Problem war, da es im Stadion nur Sitzplätze gab, daß die wenigen überdachten nur durch Platzkarte zu behaupten waren. Das Stadion ist, obwohl albanisches Nationalstadium, in dem auch die Nationalelf spielt, nicht besonders groß. Ergys meinte, es hätten 15.000 Zuschauer Platz, aber ich persönlich bezweifle das. Es ist unglaublich eng da, wenn man seinen Sitzplatz erreichen will und an jemand schon Sitzendem vorbei will, tritt man dem entweder auf die Zehen oder man kippt vornüber auf den darunter Sitzenden. Stehplätze gibt es nicht. Die wenigen Transparente trugen Schriftzüge wie „SK Tirana Superklub“ oder „Forza Tironi“. Wir mußten uns erst noch ein paar Zeitungen besorgen, weil die Sitze im Stadion so dreckig sind, daß man was unterlegen muß. Wohl aufgrund des regnerischen Wetters waren nur wenig Besucher da, ich schätze ein- bis zweitausend. Ich habe auch nur eine einzige Frau gesehen, wie mir später erklärt wurde, ist das deshalb so, weil es früher in den albanischen Stadien immer ziemlich wild zuging. Endlich liefen die Mannschaften ein: Der SK Tirana in blau-weiß und Durrës, ebenfalls in blau-weiß. Das hat mir besonders gut gefallen, wenn ich auch zugeben muß, daß Tirana gestreifte Shirts und weiße Shorts trug und Durrës weiße Shirts und blaue Shorts. Sie waren trotzdem nicht allzu leicht auseinander zu halten, was sich auch in einigen Fehlpässen niederschlug. Obwohl das Spiel technisch einigermaßen anspruchsvoll war, war doch eine eklatante Kopfballschwäche festzustellen und die Torhüter erinnerten mich nicht selten an Krasimierz Sidorczuk, Hubert (oder Herbert?) Steinlechner oder Peter Burgstaller. Wider Erwarten ging Durrës in Führung, erst 1:0, dann sogar 2:0. Die Zuschauer waren sehr erregt und schimpften aus vollem Hals. Sprechchöre gab es allerdings keine, nur einmal in der zweiten Hälfte, da aber auch nur ansatzweise. Das albanische Fußballpublikum scheint individueller zu sein als das westeuropäische. Aber auch zorniger. Es empfiehlt sich wirklich, bei einem Albanienbesuch auf ein Match zu gehen, denn es hat viel für sich, Männer in zum Großteil recht gesetztem Alter so in Rage zu sehen, rechts hinter mir saß zum Beispiel ein etwa sechzigjähriger Herr, der beim Schimpfen fast seine Zigarette verschluckt hätte. Wie mir Ergys erklärte, zielten die verbalen Attacken ausschließlich auf den Trainer von Tirana.

Am Dienstag hatte ich dann meinen ersten echten albanischen Nachmittag: In der Kneipe, in der ich immer sehr gut zu Mittag esse, saßen zwei meiner Kollegen und ein Professor vom französischen Institut und luden mich ein, mich zu ihnen zu setzen. Sie fragten mich, ob ich Bier oder Raki trinken wolle, „Ivi“ (=eine ausgezeichnete Limonadenmarke) antwortete ich, und schon hatte ich einen doppelten Raki vor mir stehen. Es sollte nicht der letzte bleiben...

Einer der beiden rief dauernd seine Frau an, um ihr zu erklären, er habe grad eine Autopanne, ich bin mir nicht ganz sicher, ob sie ihm das geglaubt hat, weil ihm im Verlauf des Nachmittags mindestens sechs Reifen geplatzt sind. Der andere berichtete mir, er hätte in Wien für den WWF gekeilt. Wir erzählten uns gegenseitig einige Keileranekdoten, dann brachen die drei auf. Der französische Professor war so besoffen, daß er seine Aktentasche nicht mehr fand.

Inzwischen schöne Grüsse

Mirupafshim

yakfilter



"Man muss an etwas glauben"

Laika-

the first dog in the sky



Osteuropamagazin aus Leipzig